18,8
F. XXXII. 137.
Afrika
(Loango)

Geogr.
o
312

G. A. Maas. 1780.

Geschichte
von
Loango, Kakongo
und andern
Königreichen in Afrika,
aus
den Nachrichten der Vorsteher der französischen Mißion
verfertiget
vom
Abbé Proyart.

aus dem Französischen übersezt.

mit Chursächsischer Freyheit.

Leipzig, 1777.
in der Weygandschen Buchhandlung.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorrede.

Bey dieser deutschen Uebersezung der Geschichte von Loango u. s. w. hat der Herausgeber weiter nichts zu erinnern, als daß er sie sorgfältig durchgesehen, und den Auszug aus dem zweyten Theile sowohl, als die Zusäze selbst gemacht habe.

Dem französischen Originale ist eine Charte von den beschriebenen Ländern angehängt. Allein, diese seynsollende Charte ist weiter nichts, als ein großes Blatt von weißem Papier, auf welchem die Namen einiger Reiche und Oerter, und die Beugungen des Ufers aufs Gerathewohl von Mißionarien abgezeichnet sind, die noch weniger Mathematiker, als Philosophen und Kenner der Naturgeschichte,

schichte waren. Sie sollte vorzüglich zum Gebrauch der Seefahrenden bestimmt seyn, und daher die Gestalt und Wendungen der Küste genauer, als man sie bisher kannte, vorstellen. Wir könnten sie also, wenn sie auch noch so vortreflich wäre, in Deutschland entbehren, wo sich niemand einfallen läßt, die Küsten von Kakongo u. s. w. zu besuchen. Aus diesen Gründen hielt der Herausgeber es für unnöthig, den Preis der Uebersezung durch eine unbrauchbare nachgestochene Charte zu erhöhen.

Geschichte

von

Loango, Kakongo,

und andern

Königreichen in Afrika.

Erstes Kapitel.

Inhalt und Eintheilung des ganzen Werks.

Man muß sich nothwendig darüber wundern, daß unsere Schiffe die Küsten von Loango, Kakongo, und andern afrikanischen Königreichen stets besuchen, und unsre Kaufleute sogar allenthalben Niederlagen haben; und daß wir dessen ungeachtet von dem Innern dieser Länder sowohl, als von ihren Bewohnern ganz und gar nichts wissen. Man landet bey ihnen an, vertauscht gegen ihre Sclaven die Waaren Europens, und kommt zurück, ohne sich mit ihnen genauer bekannt gemacht zu haben. Bisher hatte noch niemand diese Gegenden als Beobachter besucht, und keiner hatte sich lange genug darinne aufgehalten, daß man seinen Beobachtungen hätte trauen können. Man beurtheilt die verschiedenen Völker jener Länder allein nach den Küstenbewohnern, und man ist ungerecht genug, jene der Betrügerey zu beschuldigen, weil die Europäer von den leztern, die sie selbst oft hintergangen hatten, wiederum

hintergangen wurden. Man macht ihnen den Vorwurf der Unmenschlichkeit, weil sie mit Menschen handeln; allein ist es weniger strafbar, sie zu kaufen, als zu verkaufen? Man denkt nicht daran, daß eben die Sclaven, die sie verkaufen, im Kriege erbeutete Feinde sind, denen sie sogar mit Recht das Leben nehmen könnten. Man bildet sich ein, daß der Vater seine Kinder, der Beherrscher seine Unterthanen verhandelt; allein wer im Lande selbst gelebt hat, weis es, daß der Herr seinen im Lande gebohrnen Sclaven nicht anders verkaufen darf, als wenn er gewisse durch die Landesgeseze bestimmte Verbrechen begangen hat.

Noch nicht zufrieden mit diesen Beschuldigungen, giebt man vor, daß diese Völker eben so zügellos und ausgelassen in ihren Sitten, als treulos und grausam gegen andere Menschen sind. Ohne sie zu hören, verurtheilt man sie, entweder blos nach hören sagen, oder auch auf den Glauben einiger unzuverlässiger Nachrichten. Männer, die diese Länder allein auf ihren Charten gesehen haben, wagen es doch mit Zuversicht, zu entscheiden, daß der Himmelsstrich, worinn sie liegen, für den Glauben und Dienst des wahren Gottes gar nicht gemacht sey. Sollte man an so harten und kühnen Urtheilen dies Jahrhundert wieder erken-

kennen, was nichts als Vernunft und Menschlichkeit predigt?

Die Völker, von denen die Rede ist, haben allerdings ihre Fehler und Laster; allein wenn sie noch lasterhafter und gottloser wären, als sie sind, würden sie nicht um desto mehr Anspruch auf das Mitleiden und die Hülfe ihrer Mitbrüder zu machen haben? und wenn auch der Missionair keine Christen aus ihnen bilden könnte; so würde der Mensch doch immer versuchen müssen, Menschen aus ihnen zu machen.

Eben derjenige, der nur den verhaßten Namen eines Gottlosen verdient, indem er dem Christen die Zulänglichkeit des Naturgesezes predigt, eben dieser würde sich einen Apostel der Menschlichkeit nennen können, wenn er den Barbaren ihre ihm unbekannten Geseze verkündigte. Aber es ist gar nicht wahrscheinlich, daß eben der Eyfer, der gewisse neuere Weltweisen durch große Städte und prächtige Palläste treibt, um sich allenthalben als Vertheidiger der Menschheit anzukündigen, daß eben dieser sie jemals bewegen werde, die angenehmen Gegenden, die ihnen süßen Weyhrauch streuen, zu verlassen, um jenseits der Meere rohe und ungebildete Menschen zu lehren, daß sie Menschen und Kinder des einzigen wahren

Got-

Gottes sind. Dieses eines wahren Philosophen so würdige Geschäft war immer nur das Geschäft christlicher Weltweisen; so wahr ist es, daß Menschenliebe, wie die übrigen geselligen Tugenden, mehr die Tugenden des Christenthums, als der neuern Philosophie sind. Nur Missionarien waren es, die ungeachtet der ungünstigen Vorurtheile gegen die Völker, von denen wir reden, sich doch kein Bedenken machten, ihrem Vaterlande zu entsagen, um sich unter ihnen niederzulassen; und das allein in der Absicht, sie, wo nicht zu vollkommnen, wenigstens zu bessern Menschen zu machen. Wir werden in dieser Geschichte keine einzige Muthmaßung wagen, und niemals etwas als nach diesen ganz unverwerflichen Zeugen behaupten. Weil sie bey ihrer Ankunft die Sprache des Landes nicht verstanden; so hatten sie Zeit, Beobachter zu seyn, ehe sie Missionarien abgeben konnten.

Man kann von uns keine weitläuftige Geschichte solcher Völker erwarten, die noch keine Schrift haben, und deren Abgang durch keine andere Art von Urkunden ersezen. Das gegenwärtige Werk wird also nicht sowohl eine Erzählung der Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen sind, als ein Gemälde dessen seyn, was sie jezt sind.

sind. Ich will es in zween Abschnitte theilen. Im ersten werden alle Nachrichten, die die Länder selbst betreffen, und im zweyten hingegen diejenigen zu stehen kommen, die die Mißion angehen. In dem einen wird man die geographische Lage der Oerter, und die Beschaffenheiten des Klima sehen: die Natur des Bodens, und die gewöhnlichsten Producte des Pflanzen- und Thierreiches kennen lernen: endlich den Charakter der Völker, ihre Tugenden und Laster, ihre Verbindungen und Beschäftigungen, ihre Staatsverfassung und Geseze, ihre Gewerbe und Kriege, ihre Sprache und Religion geschildert finden. Im zweyten Theile wird gezeigt werden, welcher der Ursprung und Fortgang der Mißion war; wie geringe das Vertrauen dieser Völker in ihre Gözen ist; wie günstig ihre Gesinnungen gegen das Christenthum sind, endlich wie leicht es seyn würde, aus ihnen vollkommene Christen zu machen, wenn man ihnen erst ihre Irrthümer benommen hätte. Leser, denen die Ehre Gottes am Herzen liegt, werden sich besonders über die Entdeckung einer ganzen Colonie von Christen freuen, die die Mißionarien im Königreiche Kakongo gefunden haben.

Zweytes Kapitel.

Von der Lage des Landes und der Beschaffenheit der Luft.

Die Völker, von denen wir reden, bewohnen die westliche Küste von Afrika, von der Mittagslinie an, bis an den Fluß Zaire, das sich ohngefähr unter dem sechsten Grade südlicher Breite ins Meer ergiebt.

Diese ganze Strecke Landes ist in mehrere Königreiche getheilt, unter welchen Loango das merkwürdigste ist. Es fängt bey dem Dorfe Makanda an: nicht, wie einige Reisebeschreiber sagen, einen halben Grad von der Mittagslinie, sondern ohngefähr gegen 4° 5′ Südl. Breite. Es erstreckt sich zwanzig Meilen längst der See hin, und hört bey dem Flusse Luango Luisa auf, der unter 5° 5′ Südl. Breite fliest. Die Hauptstadt ist Buali, die die Franzosen gewöhnlich Loango nennen, und diese liegt ohngefähr unter 4° 45′. Loango gegen Süden sind die Königreiche Kakongo und N'Gojo, von welchen die Schiffer das erstere Malinbe, und das leztere Cabinde zu nennen pflegen. Gegen Norden findet sich ein Königreich Jomba, welches Seefahrer und Erdbeschreiber unrich-

unrichtig Ma=jomba nennen, weil Ma=jomba so viel als König von Jomba, wie Ma=Loango König von Loango heißt. Oestlich von Loango liegt ein Königreich N'teka, und noch ein anders, was Jomba genannt wird, welches man öfters mit dem erstern gleiches Namens verwechselt. Jenseits dieser Königreiche sind noch andere, die uns aber unbekannt sind, und bis zu denen noch kein Europäer vorgedrungen ist.

Weil alle diese verschiedenen Länder nicht weit von dem Aequator liegen; so sind in ihnen das ganze Jahr durch Tage und Nächte sich fast immer gleich, und Kälte ist darinne ganz unbekannt. Ein Naturkündiger auf seinem Zimmer wird gewis glauben, daß die Hize in diesen Gegenden unerträglich sey; allein wenn man an diesen Oertern selbst gegenwärtig ist, so findet man sie sehr leidlich, und bewundert die weisen Anstalten der Vorsehung, die alles voraus sah, und auf das bewundernswürdigste einrichtete. Das Jahr ist unter diesem Himmelsstriche nur in zwo Zeiten getheilt, die sich ohngefähr gleich sind. Die angenehmste und gesundeste fängt im April an, und endigt sich im Monat October. Während dieser Zeit fällt niemals Regen; aber alle Nächte werden Pflanzen und Gewächse durch einen sehr rei-

chen

chen Thau getränkt. In diesen sechs dürren Monaten würde die Sonne die Erde gänzlich versengen, wenn nicht der Himmel oft mit Gewölken überzogen wäre, die ihre Strahlen auffangen, und mäßigen. Die trockene Jahrszeit ist nicht die heißeste: den eigentlichen Sommer rechnet man vom October bis in den April. Alsdenn ist die Hize entsezlich, und würde Europäern unerträglich seyn, wenn ihre Heftigkeit durch nichts gemildert würde. Allein sie ist mit häufigen und anhaltendem Regen begleitet, wodurch die Luft abgekühlt wird. Alle Regen sind Gewitterregen, und es giebt nur wenige Tage, an denen man nicht donnern hörte.

Diese Regen bilden an mehrern Oertern Sümpfe, deren Ausdünstungen die Luft verderben. Die Eingebohrnen empfinden keine nachtheiligen Folgen davon; allein Europäer, die noch nicht an's Klima gewohnt sind, müssen sich von sumpfichten Gegenden, so weit sie können, entfernen. Für sie ist daher Kakongo viel gesünder, als Loango, nicht nur, weil weniger Regen darinn fallen, sondern weil das Land auch so beschaffen ist, daß das Wasser besser ablaufen kann.

Drittes Kapitel.

Ueber den Boden, das Wasser, und die Wälder.

Ueberhaupt ist der Boden leicht und etwas sandig, geschickter zum Waizen und zur Hirse, als zu irgend einer andern Frucht, die wir in Europa bauen. Er ist übrigens sehr fruchtbar, und trägt von Natur Gras, das acht bis zehn Fuß hoch ist. Allein die Negern wissen ihn nicht zu nuzen, sondern wühlen ihn nur in der Regenszeit mit einem kleinen Spaten an der Oberfläche um. Diese geringe Bearbeitung des Bodens aber ist doch schon hinlänglich, um ihn hundertfältig und oft noch reichlicher den Saamen und die Pflanzen wieder geben zu machen, die man ihr anvertraut hat. Ein einziges Körnchen Waiz bringt oft achthundert, gewöhnlich aber nicht weniger als sechshundert neue hervor.

Es finden sich in diesen Ländern viele und sehr hohe Berge. Sie schließen aber weder Kiesel- noch andere Steine in sich, sondern bestehen aus Haufen von Erde, die der Erde des flachen Landes ganz gleich ist.

Ungeachtet es in diesen Gegenden sechs Monate hintereinander fast unaufhörlich regnet; so

finden sich doch ungeheure Ebenen, die blos aus Mangel von Wasser wüste und unbebaut sind. Man mag graben, so tief man will; so findet man weder Tofstein, noch andere Steinarten. Alles ist eine einzige Lage von festem Thon, welcher in beträchtlichen Tiefen Wasser enthält. Diese Thonerde fehlt hin und wieder, und daher kommt es, daß das häufige Regenwasser hie und da den Boden durchlöchert, mürbe macht, und allmälich schreckliche Abgründe zubereitet, die sich bey starken Regengüssen auf einmal öfnen. Die Einwohner fliehen, so weit sie können, aus der Nachbarschaft solcher beweglichen Erdstriche, die daher auch unbebaut liegen bleiben.

Die Negern kennen und graben gar keine Brunnen. Alles Wasser, was sie brauchen, schöpfen sie aus Quellen, Flüssen oder Seen, und oft müssen sie es sehr weit von ihren Wohnungen holen.

Die meisten Ströme dieser Gegenden fließen in tiefen Thälern, und sind von dichten Wäldern beschattet, die ihre Gewässer stets frisch erhalten. Der Fluß Zaire, der gegen Süden die Königreiche N'Gojo und Kakongo begränzt, ist nach den sechs Monaten der Dürre eben so reich an Wasser, und eben so schnell in seinem Laufe, als nach

der

der regnigten Jahrszeit. Eben das bemerkt man an den kleinen Strömen und Bächen, die während ihres Laufs oft der stärksten Hize der Sonne ausgesezt sind, aber weder austrocknen, noch merklich abnehmen. Könnte man nicht zur Erklärung dieser Erscheinung sagen, daß das Regenwasser, womit der Boden in der einen Helfte des Jahrs gespränget wird, sich nur allmälig während eines eben so langen Zeitraums in den Flüssen und deren Quellen wieder versammlet?

Stets grünende Wälder bedecken große Strecken Landes. Alle Negern haben das Recht, zu fischen und Holz zu hauen; allein sie begnügen sich damit, die erstorbenen Reiser und Zweige zu ihrem Gebrauche zu sammlen. Einige dieser Wälder sind so dichte und verwachsen, daß man nicht anders als durch die Oefnungen eindringen kann, die die wilden Thiere durchbrechen, wenn sie des Nachts auf den Feldern weiden, oder in Strömen ihren Durst löschen wollen.

Viertes Kapitel.

Von den Pflanzen, Hülsen- und Erdfrüchten.

Die Einwohner dieser Länder, die von Natur nicht sehr arbeitsam sind, legen sich am meisten auf die Cultur solcher Pflanzen, als Gewächse, die wenig Arbeit mit reichlichen Früchten belohnen: dergleichen nun ist das Manioc. Sein Stamm ist ein Bäumchen von einem zarten und mörbigtem Holze, das Blätter trägt, die denen der wilden Rebe sehr ähnlich sind. Ein solcher Stamm bringt alle Jahre zehn bis zwölf Wurzeln hervor, die funfzehn bis zwanzig Zoll lang, und vier bis fünf dick sind. Man könnte den Manioc durch Saamen vervielfältigen; allein weil er sich auch durch Reisergen fortpflanzt, so schneidet man den Stamm in kleine Stücke, und steckt sie während der Regenzeit in die Erde, wo sie dann noch dasselbige Jahr Früchte oder vielmehr Wurzeln bringen. Wenn derselbige Stamm mehrere Jahre nach einander fruchtbar bleiben soll; so darf man nur bey der Erndte einige der kleinsten Wurzeln schonen.

Der

Der Manioc ist das Brod des gemeinen Mannes, und zwar ein sicheres Brod, das alle im Ueberflusse haben. Man sieht daher in diesen Ländern gar keine Bettler. Würde hingegen der Regen nicht zur gewöhnlichen Zeit fallen, wie einigemal geschehen seyn soll; so müste nothwendig die schrecklichste Hungersnoth entstehen, weil diese Völker gar keinen Vorrath von einem Jahre zum andern aufbewahren, und gar keine Mittel haben, sich Nahrungsmittel von Fremden zu verschaffen.

Man bereitet die Maniocwurzel auf verschiedene Arten zu. Bald läst man sie mehrere Tage hintereinander im Wasser gähren, und röstet sie, wenn man sie der Länge nach in kleine Schnitte zerlegt hat: bald aber macht man sie auf folgende Art ein. Man nimmt Gefäße, die einen doppelten Boden haben, wovon der oberste durchlöchert, der unterste aber mit Wasser angefüllt ist. In den obersten Boden nun legt man den Manioc, verwahrt das Gefäß auf das allergenauste, und läst das Wasser in dem untersten Boden aufsieden. Durch die Ausdünstungen des siedenden Wassers wird der Manioc gebacken, der ganz unschmackhaft seyn würde, wenn es wirklich in siedendem Wasser gekocht würde,

Es giebt eine Art vom säuerlichen Manioc, aus dem man vorher den Saft ausdrucken muß, weil dieser Saft giftig ist. Man hat bemerkt, daß küpferne Gefäße, in welchen dieser Manioc zubereitet wurde, keinen Grünspan ansezten, selbst alsdenn nicht, wenn man sie einige Tage hintereinander dazu gebraucht hatte. Die Maniocblätter werden auch wie Spinat gegessen.

Nach dem Manioc legen sich die Negern am meisten auf die Kultur der Pinda, die wir Pistazien nennen. Sie ist eine länglichte Nuß, die zween Kerne in einer dünnen Hülse einschliest. Diese Frucht wird in langen Furchen gesäet; sie treibt anfangs einen Halm, der dem Halm des Klees gleicht; allein es treten bald dünne Fäden hervor, die anfangs auf der Erde herumkriechen, und endlich mit ihren Spizen sich wirklich hineinsenken. Alsdenn treibt der Stiel ein kleines gelbes, aber unfruchtbares Blümchen; am Ende der Filamente aber, die in die Erde eingedrungen sind, findet sich die Frucht in großer Menge. Sie ist sehr schmackhaft, aber unverdaulich; und man bratet sie daher, bevor man sie ißt. Auch zermalmt man sie zu einem Teig, um sie als Gemüs an Speisen zu brauchen. Endlich preßt man ein herrliches Oehl heraus.

Es findet sich in diesen Gegenden eine Art von Erdäpfeln, die in den französischen Colonien in Amerika gezogen werden. Die Negern nennen sie Bala und Putu, oder europäische Wurzel, ohne Zweifel deswegen, weil die Portugiesen sie ihnen aus Amerika werden zugeführt haben. Sie ist besser von Geschmack, und zuckerhafter, als unsere europäischen Erdäpfel. Man pflanzt sie fort, indem man den Stamm in Stücken schneidet, und diese Stücke in die Erde steckt.

Ignam ist eine große, unförmliche, und mit Knoten bedeckte Wurzel, in welchen leztern der Saame enthalten ist. Um sie fortzupflanzen, schneidet man sie in kleine Stücke, die man in Asche reibt, und einige Tage der Sonnenhize aussezt. Alsdenn steckt man sie in die Erde; und jedes Stück treibt einen hohen Stamm, den man mit einer Stange unterstüzen muß. Die Ignamwurzel ist schmackhafter, als die vom Manioc; allein die Negern vernachläßigen ihren Bau, weil sie nicht so reichliche Früchte bringt.

Sie pflanzen in der Regenszeit vier oder fünf Arten kleiner Bohnen, die unsern welschen Bohnen ähnlich sind. Es giebt mehrere Arten, von denen man auf demselbigen Boden in einer Zeit von sechs Monathen drey Erndten halten kann.

Sie haben auch Erbsen, deren Stiele den Stämmchen unsrer wilden Erdbeere gleichen: sie ziehen sich auf der Erde fort, wie der Pinda, und dringen auch durch Hölen in den Boden ein, an deren Enden die Erbsen sich finden. Sie sind am Geschmack zwar sehr angenehm, aber für europäische Mägen sehr unverdaulich.

Melonen und Kürbisse verlangen fast gar keine Wartung. Spinat und Sauerampfer wachsen von selbst auf den Feldern. An den Wegen, und um den Dörfern her findet man Portulack, der dem unsrigen ähnlich ist. Das Pfaffenröhrgen ist nicht seltner, als in Frankreich; und die Negern brauchen die Wurzel davon, um in gewissen Krankheiten eine Ptisane daraus zu machen.

Unsere Palma Christi wird auf den Feldern häufig gefunden. Der Taback scheint eins von den natürlichen Produkten des Landes zu seyn. Den Saamen davon werfen die Negern aufs Gerathewohl vor ihren Häusern und in ihren Gärten hin, wo er ohne weitere Pflege gedeiht. Einige nehmen, wie die Europäer, Schnupftaback; aber alle rauchen, und Männer sowohl als Weiber haben ihre Pfeifen von Thon.

Kohl,

Kohl, Rettiche, und fast alle europäische Hülsenfrüchte passen gut zum Boden; und die Cichorie kommt eben so gut, als in Frankreich, fort.

In verschiedenen Provinzen baut man auch Maiz oder türkischen Waizen. Er wächst so schnell, daß man in sechs bis sieben Monathen drey Erndten auf demselbigen Boden hält. Weil aber die Einwohner keine Mühlen haben, so zerstoßen sie die Körner in hölzernen Mörsern zu Mehl, machen einen Teig daraus, und backen ihn unter heißer Asche. Dann und wann rösten sie sie, wie wir unsere Kaffeebohnen, und essen sie alsdenn ohne weitere Zubereitung.

Im Königreiche Kakongo giebt es eine Art von Hirse, deren Stamm die Dicke eines Arms erreicht, und Halme trägt, die zwey bis drey Pfund schwer sind. Diese Pflanze ist dem Lande eigenthümlich, man findet sie auf unbearbeiteten Feldern, und nur wenige ziehen sie mit einiger Sorgfalt auf.

Fünftes Kapitel.

Von Pflanzen und Stauden.

Der Palmbaum ist unter allen Fruchtbäumen derjenige, den die Negern seines mannichfaltigen

Nuzens wegen allen übrigen vorziehen. Er steigt bis zu einer Höhe von vierzig oder funfzig Fuß, und sein Stamm ist funfzehn bis achtzehn Zoll dick. Er treibt gar keine Aeste, sondern nur einen Büschel von Blättern an der Spize. Ehe diese Blätter sich ganz ausbreiten, sind sie wie weicher zarter Laktuk, von einem zuckerhaften und weinartigen Geschmack. Der Palmbaum trägt seine Frucht in Trauben, wovon eine jede Beere so groß, als eine Nuß, ist, und auch Palmnuß genannt wird. Diese Palmnüsse, deren Fleisch gelblich ist, lassen sich roh essen; gewöhnlich aber kocht man sie in siedendem Wasser, oder brät sie auf Kohlen, zerreibt sie dann, und drückt ein Oehl daraus, womit man Speisen würzt, und den Leib salbt. Eine jede Nuß hat einen harten Stein, der einen von Negern sehr geliebten Kern in sich schliest.

Man zieht auch aus dem Palmbaum einen Saft, den die Europäer Palmwein nennen. Man macht einen Einschnitt in den Baum selbst, und zwar an der Stelle, die durch die Frucht, ehe sie ausbricht, etwas aufgeschwellt wird; steckt in diesen Einschnitt ein Blatt, das wie eine kleine Rinne zusammengewickelt ist, und läßt durch dieses Vehikel den Saft in eine festgebrachte Kalebasse

laufen. Ein solches Gefäß befestigt man des Abends, und am folgenden Morgen ist es schon angefüllt. Dieser Saft ist das gewöhnliche Getränk der Reichen: er kühlt und erquickt die Brust, soll aber berauschen, wenn er im Uebermaaß getrunken wird. In wenigen Tagen wird der Palmwein sauer, und die Negern ziehen ihm nur allein den europäischen Branntewein vor.

Der Cocosbaum unterscheidet sich vom Palmbaum blos durch seine Frucht; diese kommt auch in Trauben, an denen aber die Beeren von der Grösse einer kleinen Melone sind. Die Frucht ist von einer Schaale umgeben, die so hart und fest ist, daß man Kügelchen an Rosenkränze daraus verfertigen kann. Die Milch, die bey der Eröffnung der Frucht hervordringt, ist ein eben so angenehmes und heilsames Getränk, als das Fleisch, was man aus der Schaale heraus ziehen kann, ein schmackhaftes Essen ist. Es scheint, als wenn der Cocosbaum in diesem Lande nicht einheimisch, sondern von Europäern aus Amerika nach Afrika gebracht ist, weil die Negern ihn Banga N'Putu nennen.

Der Bananasbaum ist gemeiner, als der Cocos: er ist aber nicht sowohl ein Baum, als eine Pflanze, deren Stamm eine Höhe von zwölf bis

funfzehn Fus erreicht, und acht bis zehn Zoll im Durchmesser hat. Die Frucht dringt Traubenförmig aus der Mitte des Stamms hervor, und wird von den Franzosen regrine genannt. Eine jede Traube enthält hundert bis zweyhunder Bananasse, und eine jede Bananas ist ohngefähr einen Zoll dick, und acht oder zehn Zoll lang. Eine gute Traube also ist eine hinlängliche Last für einen gewöhnlichen Menschen. Ein jeder Baum trägt nur eine einzige Traube, und stirbt, wenn man ihm diese genommen hat. Man haut daher den Baum ab, um seine Frucht einzusammlen; allein aus einem umgehauenen Stamm sprossen mehrere wiederum hervor. Der Stamm selbst ist mit mehrern Lagen einer Rinde überzogen, aus welcher die Negern Seile verfertigen. Die Blätter des Baums haben sieben bis acht Fuß in der Länge, und achtzehn bis zwanzig Zoll in der Breite. Sie sind fast so zähe und fest, als unser Pergament, und lassen sich auf tausendfältige Art wickeln und beugen, ohne zu brechen. Man macht Sonnenschirme daraus, braucht sie aber doch vorzüglich als Deckel zu großen Töpfen und Gefäßen.

Die Bananasfrucht ist das Brod der Reichen, wie die Maniocwurzel der Armen ihres ist. Es

würde

würde gar nicht schwer seyn, den Bananasbaum so sehr zu vervielfältigen, daß auch die Armen sich davon nähren könnten. Eine Zucht von Bananasbäumen erschöpft sich niemals, und verlangt nur das erstere Jahr Wartung.

Die Bananasfeige unterscheidet sich von dem jezt beschriebenen Baume allein durch die Früchte. An beyden sind sie traubenförmig, aber an jener sind sie nur halb so lang, und haben weder denselben Geschmack, noch dieselbigen Eigenschaften. Die gewöhnliche Bananasfrucht ist ein Brod *); die Bananasfeige hingegen eine köstliche Frucht. Das Fleisch von jener ist hart und mehlicht; von dieser hingegen weich und saftig.

Der Lolofbaum erhebt sich zu einer Höhe von fünf und zwanzig bis dreysig Schuhen bey einer verhältnißmäßigen Dicke des Stamms. Man giebt

*) Der Schriftsteller, welcher die Nachrichten des Bischofs von Tabraca über das Königreich Siam in Ordnung gebracht hat, verwechselt den Bananasbaum mit der Bananasfeige. Ich weis nicht, ob dieser Irrthum aus den Papieren des Bischofs, oder von dem, der sie geordnet hat, herrührt; allein was die unanständigen Anspielungen, und die beständigen Vergleichungen zwischen den abergläubischen Gebräuchen der Siamesen,

giebt sich gar keine Mühe, ihn zu pflanzen; die Saamenkörner der Frucht, aufs Gerathewohl hingeworfen, bringen ihn in großer Menge in der Nachbarschaft der Dörfer hervor. Dieser Baum giebt seine Frucht aus dem Stamm und den Blättern, ohne Blüthen zu treiben. Er stirbt bey der geringsten Verlezung seiner Wurzel. Seine Frucht, die die Negern Bolo, und die Franzosen **Papage** nennen, hat einen angenehmen und zuckerhaften Geschmack: sie ist sowohl der Farbe, als der Größe nach den grünen Melonen sehr ähnlich; ihr Geschmack ist aber verschieden, und sie enthält auch eine grössere Menge von Körnern. Sie gehört mit zu den Früchten, die einem jeden Vorübergehenden zugehören, wenn er sich die Mühe, sie zu pflücken, geben will. Die Mißionarien machten eine gute Suppe daraus.

sen, und den Ceremonien unserer heiligen Religion betrift, so ist es höchst wahrscheinlich, daß diese mehr aus der neuern Philosophie, als aus den Nachrichten des ehrwürdigen Missionarien genommen sind, der nach der Verkündigung der Religion unter abgöttischen Völkern vor kurzem einen schwachen und mehr als sechzigjährigen Körper nach Frankreich zurückgebracht hat, um hier noch seinen Nebenmenschen, so viel er kann, zu nützen.

Orangen- und Citronenbäume kommen vortreflich unter diesen Himmelsstrichen fort, und tragen herrliche Früchte. Allein man vernachläßigt ihren Anbau gänzlich, und man sieht deswegen nur einige wenige in der Nachbarschaft an Dörfern.

Der Cazu ist eine Frucht von der Größe einer Melone, die funfzehn bis zwanzig lange und röthliche Kerne enthält, ohngefähr so groß und gestaltet, als Taubeneyer. Sie sind sehr mehligt und nahrhaft: daher versäumen die Negern es auch selten, dergleichen auf Reisen mitzunehmen: von einigen dieser Kerne leben sie einen ganzen Tag. Vielleicht ist die Frucht eine Art von Cacao; man hat aber keine Gelegenheit gehabt, sich durch die Untersuchung des Stamms davon zu vergewissern.

Die Tonga ist eine länglichte Frucht von der Größe eines Eys, die eine Menge von Kernern in sich schliest, die Linsen gleichen. Funfzig bis hundert wachsen auf einem zwey bis drey Fuß hohen Stamm. Die Comba unterscheidet sich von der Tonga allein dadurch, daß sie nicht rund, sondern platt ist. Diese leztere Frucht wächst auch in der Provence, und wird Berengenne genannt.

Im Königreiche Kakongo findet sich ein Baum, der ohngefähr zehn Fuß hoch ist, und in der tro-

ckenen Jahrszeit Erbsen trägt, die von den unsrigen, sowohl, was die Hülsen, als was die Erbsen und deren Geschmack betrift, wenig verschieden sind.

Die Tomate ist eine kleine Frucht von der Größe und Farbe einer Kirsche. Die Negern brauchen sie an ihren Speisen, wie wir Zwiebeln, allein mehr zum Ausfüllen, als zum Würzen. Sie nimmt nämlich den Geschmack einer jeden Brühe an, theilt ihr aber keinen mit, weil sie durchaus unschmackhaft ist. Sie wächst auf einer kleinen Staude.

Der Pimentbaum ist eine andere Staude, die vier bis fünf Fuß hoch wird. Ihre Blätter, die den Blättern des Granatbaums ähnlich sind, haben die schönste grüne Farbe. Die Frucht besteht aus einem Korne, das dem Haber gleicht, aber etwas grösser, und brennend roth ist. Nichts ist reizender, als diese Staude, wenn sie mit ihrer Frucht überdeckt ist. Sie ist der Pfeffer des Landes: die Negern werfen sie in großer Menge an ihre Brühen; sie ist aber so heftig, daß sie den Europäern Zunge und Gaumen verbrennt, und sogar die Haut abschält.

In einigen feuchten und sumpfigten Gegenden findet sich Zuckerrohr, welches dem Domin-

gischen

gischen völlig ähnlich ist. Die Negern lassen es sich aber nicht einmal einfallen, es anzubauen, sondern saugen nur aus dem, was sie finden, den Saft aus. Doch geben sich einige damit ab, es zu sammlen, und zu Markte zu bringen.

Man siehet auf den Feldern auch Basilick, der sich von dem unsrigen nur allein durch die Höhe unterscheidet. Er hebt sich nämlich bis zu acht Schuh.

Der Baumwollen-Baum ist eine Staude von fünf bis sechs Fuß. Sie trägt große grüne Früchte, die mit weicher Wolle eine Linie hoch umkleidet sind. Wenn die Frucht reif ist, so öffnet sie sich, und zeigt mehrere Reihen von Körnern, ist aber übrigens zu gar nichts zu gebrauchen. Die Negern lassen die Baumwolle ungenuzt, die in Ansehung der Güte der Amerikanischen nichts nachgeben würde.

In den Gegenden, die hier beschrieben werden, sind keine Reben. Aber es finden sich welche in mehrern Provinzen jenseits des Zaire, und zwar von keiner gewöhnlichen Güte. Der Boden von Loango, Kakongo, und den übrigen benachbarten Reichen würde ihnen wahrscheinlich nicht weniger günstig seyn, wenn nicht die Weiber, die ohnedem schon alle übrigen Arbeiten des Feldes allein verrichten

richten müßten, sich sehr in Acht nähmen, ihre mühseligen Geschäfte durch den Anbau des Weinstocks zu vermehren, dessen Saft sie nicht sowohl für sich, als für ihre Männer zubereiten würden.

Die Fruchtbäume tragen oft Blüthen und Früchte zugleich, und in allen Jahrszeiten. Die meisten pflanzen sich durch Absenker, auch in dem dürresten Boden, und in der trockenen Jahrszeit, fort.

Die Bäume in den Wäldern sind alle Jahrszeiten durch mit Blättern bekleidet, und die alten fallen ab, um den neuen Plaz zu machen. Einige dieser Bäume bringen eßbare Früchte hervor; andere sind mit unfruchtbaren Blüthen geschmückt, die aber süße Wohlgerüche weit um sich her verbreiten. Im Königreiche Jomba, das Loango gegen Norden liegt, findet sich ein Wald von rothem Färbeholze. Allein unter der zahllosen Menge ganz verschiedener Arten von Bäumen findet sich keine einzige, die den in Europa bekannten ähnlich wäre. Einige sind von einer so ungeheuren Größe, daß man sie in der Ferne eher für Thürme, als Bäume, halten sollte. Die von der mittlern Größe hauen die Negern um, um daraus kleine Fahrzeuge oder Pirogen zu machen, mit denen sie das Meer sowohl, als die Ströme befahren.

Einige dieser Bäume sind hart und schwammigt; sie widerstehen der Axt, wie Kork, würden aber durch einen gut geschliffenen Säbel leicht gespaltet werden können. Andere haben ein sehr hartes Holz, und unter diesen findet sich einer, der einige Monathe nachher, wenn er umgehauen ist, so hart wird, daß man Amboße daraus macht, um glühendes Eisen darauf zu schlagen. Vergebens würde man sich bemühen, in dieses Holz einen Nagel einzutreiben. Die meisten dieser Bäume sterben und verdorren vor Alter; keiner denkt daran, sie zu fällen, weil man keinen Gebrauch davon machen kann.

Sechstes Kapitel.

Von den Thieren.

Die Einwohner dieser Länder bekümmern sich wenig um die Aufsuchung von Leckerbissen, weil sie sicher sind, immer Manioc in ihren Gärten zu finden. An den Tagen, wo sie sich etwas zu gute thun wollen, gründen sie die Hofnungen festlicher Mahlzeiten lieber auf das Glück einer Jagd oder eines Fischfangs, als daß sie mit Mühe Thiere zähmen oder ziehen sollten, die die Bedienten des

Königs

Königs ihnen in jedem Augenblick nehmen könnten. Unterdessen halten sie doch welche, aber nur in kleiner Anzahl, dergleichen sind Schweine, Ziegen, Schaafe. Ihre Schweine sind kleiner, als die unsrigen; ihre Ziegen geben keine Milch; und die Schaafe haben nicht solche Wolle, als die Europäischen, denen sie übrigens ähnlich sind.

Sie haben Enten, die Büsche auf dem Kopfe tragen, und zweymal so groß sind, als die unsrigen. Ihre Hüner hingegen sind sehr klein, deren Eyer sie nicht essen, weil, wie sie sagen, nach einem kleinen Zeitraum aus einem Ey ein Küchelgen wird. Sie verlangen daher von den Europäern, daß sie ihnen ein Paar Eyer eben so theuer, als ein Paar junge Hühner, bezahlen sollen. Sie lassen zulezt zwar etwas ab; hören aber über diesen Artikel ungern Gegenvorstellungen an; und wenn man zu lange dingt, so antworten sie ganz kalt, daß sie warten wollten, bis aus ihren Eyern Hühngen geworden wären. Man kann ihnen nicht einwerfen, daß ihre Küchelgen ihnen noch etwas kosten müßten, bevor sie geniesbar würden, weil sie sie gar nicht füttern. Die Henne führt sie ins Feld, wo sie, wie die übrigen Vögel, leben. Diejenigen, welche sagen, daß man für sechs Sous dreyßig junge Hühner in

Loango einkaufen kann, übertreiben die Wahrheit eben so sehr, als andere, welche behaupten, daß man im Königreiche Congo das Stück zu einer Pistole verkauft. Solche Reisebeschreiber werden schwerlich jemanden hintergehn, weil nicht leicht einer so leichtgläubig ist, der Versicherung eines Schriftstellers zu trauen, welcher erzählt, daß dreyssig junge Hühner, die in einem Königreiche hundert Thaler kosten, in einem benachbarten nur sechs Sous werth sind.

Es giebt in diesem Lande Hunde sowohl, als Katzen. Die leztern haben einen länglicheren Schwanz, als die unsrigen: die Hunde aber bellen gar nicht. Ein Mißionar sah in Loango ein kastanienbraunes Pferd auf dem Felde springen, das groß und von einer ausserordentlichen Schönheit war. Es ließ nahe an sich kommen; und in eben dem Augenblicke, in welcher der Mißionar es betrachtete, näherte sich der königliche Minister, dem die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten anvertrauet ist. Er verweilte sich, und sagte zum Mißionar, daß er sehr gut wüßte, wie nützlich ihm das Pferd auf den Reisen seyn würde, die er zu machen vorhätte, und daß er es ihm also, wenn er Lust hätte, um einen billigen Preis verkaufen wollte. Der Mißionar nahm diesen Vorschlag

an,

an, aber mit der Bedingung, daß das Pferd ihm ausgeliefert werden sollte. Die Schwierigkeit aber, ihm einen Zaum anzulegen, machte den Kauf rückgängig. Einer Sage nach schenkte der König von Engelland vormals dem Könige von Loango zwey Pferde, von verschiedenem Geschlechte, denen aber auf Befehl des leztern die Freyheit geschenkt wurde. Von dieser Zeit an sollen sie in den Wäldern und auf den Feldern wild herum gelaufen, und auch fruchtbar gewesen seyn. Dasjenige, was man dann und wann bey Loango sieht, ist das lezte seiner Art; alle übrigen sind entweder vor Alter gestorben, oder von den Tigern zerrissen worden.

Auf den Feldern lebt eine große Menge von allerley Arten von Thieren, vierfüßige, Geflügel und Insekten. Hasen und Kaninichen findet man gar nicht; aber von Rebhühnern wenigstens drey Arten. Einige von diesen haben die schönste rothe Farbe; alle sind so groß, als unsere Hühner. Die Wachteln und Lerchen unterscheiden sich durch nichts von den Europäischen. Von Tauben giebt es nur eine Art; ihr Gefieder ist grün, ihre Füße, Schnäbel und Augen aber haben eine feine rothe Farbe. Man sieht ferner einen Vogel, der ohngefähr von der Größe und Form eines jungen indi-

anischen

anischen Huhns ist, der aber einen größern Kopf, und statt des Kamms ein durchlöchertes Horn auf dem Kopf hat. Ein Neger bot eines Tags den Mißionarien einen Wasser-Vogel zum Kauf an, der größer, als die größten in Frankreich, war; er hatte genug daran zu tragen, ließ aber den Mißionarien, da sie ihn nicht kaufen wollten, nicht Zeit genug, ihn genau zu untersuchen. Sie bemerkten nur so viel, daß sein Hals Arms-Länge, und er selbst die Größe eines Schaafs hatte. Die Adler gleichen denen, die man auf den Jahrmärkten in Frankreich zeigt; und die Raben unterscheiden sich von den Europäischen gar nicht. Es giebt eine große Menge anderer Raubvögel; man sieht sie zu der Zeit, wenn die Negern die Gräser der Felder anzünden, über der Flamme schweben. Sobald sie alsdenn irgend ein Thier, was sich vom Feuer hat überraschen lassen, entdecken; so fallen sie mit der größten Gewalt darüber her, und entreißen es halb gebraten aus der Flamme, ohne ihre Flügel zu versengen. Auch Nachtvögel giebt es in großer Menge. Die Eule ist so groß, als ein indianisches Huhn; den Kukuck nennen sie auch Kukuck; er ist etwas größer, als der Europäische, und eben so befiedert, hat aber einen ganz andern Gesang. Das Männchen fängt mit Ku, Ku, Ku . . . an,

und steigt stets um einen Ton höher, und zwar so genau, als ein Sänger sein Ut, re, mi trillert. Wenn er an der dritten Note ist; so fällt das Weibgen ein, und steigt mit ihm bis zur Octave; und eben diesen Gesang fangen sie immer von neuem an.

Die Schwalben sind den Europäischen gleich, nur ist ihr Flug gleichförmiger. Die Sperlinge sind sehr zahlreich; sie fliegen in ganzen Haufen, wie die unsrigen, und schreyen auf dieselbige Art. Doch sind sie etwas kleiner, haben feinere Federn, die wie Atlas glänzen.

Die Heuschrecke ist von der Größe eines kleinen Vogels, und macht ein durchdringendes unangenehmes Gekreisch. Im Fluge rauschen sie mit ihren Flügeln so sehr, als wenn ein Raubvogel daher flöge. Ein anderes Insekt, von der Größe eines Maykäfers, ist in diesem heißen Himmelsstrich von dem allergrößten Nuzen. Es ist der Reiniger des Landes, und arbeitet unermüdet, um alle Unsauberkeiten zu sammlen, die die Luft verderben könnten. Es formt allen Unrath in kleine Kugeln, und steckt sie in Löcher, die es selbst ziemlich tief in die Erde gegraben hat. Dies Insekt vervielfältigt sich so sehr, daß es die Reinlichkeit in Städten und Dörfern erhalten kann.

Der Leucht-Käfer zeigt sich des Nachts, und verbreitet einen sehr hellen Schein. In einer dicken Finsterniß sollte man ihn für diejenigen Ausdünstungen halten, die man Stern-Schneuze nennt. Die Mißionarien haben einige, die auf ihrer Wohnung ausruhen wollten, untersucht, und gefunden, daß sie so groß als unsere Johannis-Würmer sind, und daß sie, die Flügel ausgenommen, in Ansehung der übrigen Form sich nicht sehr von ihnen unterscheiden. Sie schlossen hieraus, daß sie vielleicht zu demselbigen Geschlechte gehörten.

In dem Grase des Feldes hält sich eine zahllose Menge von Razen auf, die nicht alle von einerley Art, und wovon die größten so groß, als unsere Kazen, sind. Es giebt auch Frösche und Kröten, die die Europäischen an Größe übertreffen. Eine gewisse Art von Schnecken ist armsdick.

Die Wälder dienen allen Arten von Thieren zum Aufenthalt. Die Elephanten in diesen Ländern sind von denen, die man schon genug beschrieben hat, durch nichts unterschieden, als daß sie kleiner sind. Ihre größten Zähne sind höchstens funfzig bis sechszig Pfund schwer. Die Negern bezähmen und fangen sie niemals. Alle Zähne, die sie den Europäern verkaufen, werden in den

Wäldern

Wäldern gefunden. Das Elfenbein aus Loango wird seiner vorzüglichen Feinheit und Weiße wegen sehr gesucht.

Die Mißionarien sahen, da sie einst an einem Walde herreisten, die Spur eines Thiers, das sie zwar selbst nicht zu Gesicht bekommen konnten, das aber ungeheuer groß seyn muß. Die Fußstapfen, die der Erde eingedruckt waren, hatten ohngefähr drey Fuß im Umfange. Indem man genauer die Entfernung seiner Schritte untersuchte; fand sich's, daß es an dieser Stelle nicht schnell gelaufen war, und daß der Abstand eines jeden Schritts vom andern acht Fuß betrug.

Der Löwe in diesen Gegenden gleicht denen von mittlerer Größe, die man in Europa sieht. Er ist lange so sehr nicht gefürchtet, als der Tiger, von dem es zwo Arten giebt, die Tigerkazen nicht einmal mitgerechnet, die die Feldmäuse, junge Vögel, und oft Hühner und Enten verzehrt. Die Tiger von der ersten Art nennt man Tiger des Waldes, und die von der andern Tiger des Feldes, von den Pläzen, wo sie ihren Raub suchen. Die Feldtiger sind ohngefähr so groß, als unsere größten Hunde. Diese machen Jagd auf Razen und andere Thiere, die sich in die Gräser und Kräuter ungebauter Felder verstecken. Sie nähern

sich dann und wann des Nachts den Hütten, um Geflügel und andere Hausthiere wegzufangen; beym Anblick eines Menschen aber nehmen sie die Flucht. Der Waldtiger ist viel stärker und höher, als diese. Er greift die größten Thiere, Hirsche und Büffel an. Er lauret ihnen an ihren Gängen auf, springt ihnen auf den Nacken, zerfleischt sie mit seinen Klauen und Zähnen, und läßt seine Beute nicht eher, als bis sie unter ihm niederfällt. Wenn dieses reissende Thier vom Hunger angegriffen wird, so verläßt es die Wälder, und umläuft die Dörfer, um Hunde, Schweine, Schaafe und Ziegen zu fangen.

Nahe bey dem Orte, wo die Mißionarien sich niedergelassen haben, kam einer dieser Tiger in der Dämmerung aus dem benachbarten Walde, und schleppte ein Kind weg, das seine vom Felde zurückkehrende Mutter auf dem Rücken trug. Es ist sehr unsicher, in den Wäldern zu gehen, wenn man nicht gut bewaffnet ist. Der Tiger hat einen scharfen Geruch und ein durchdringendes Auge: er riecht den Menschen in großen Entfernungen, und greift ihn an, wenn er ihn allein und ohne Waffen sieht; im entgegengesezten Fall aber weicht er ihm aus. Sehr selten geschieht es, daß ein Jäger ihn auf einen Büchsenschuß gewahr wird. Hat

ein Neger einen dieser Tiger getödtet; so trägt er ihn mit Hülfe seiner Freunde, wie im Triumpf, durchs Dorf, und bringt ihn nachher zu seinem Oberhaupt, das ihm gleich eine Belohnung ausbezahlt, die auf die Erlegung dieser schädlichen Thiere gesezt ist. Wenn ein Tiger irgend ein Thier in einem Dorfe zerrissen hat; so sind die Einwohner schon sicher, daß er ihnen die folgende Nacht nicht entwischen wird. Sie binden nämlich an einen Pfahl entweder die Ueberbleibsel der Beute, wenn dergleichen da sind, oder auch eine neue Lockspeise: und an diese befestigen sie von mehrern Seiten durch Stricke Büchsen, die nothwendig losgehen und treffen, wenn der Tiger anbeist. Meistens kommt er nach einem gestrigen Raube die folgende Nacht wieder, und tödtet sich selbst. Das Losbrennen der Büchsen ist das Zeichen, worauf die Negern herbey eilen, um ihn, wenn er etwa noch leben sollte, ganz abzuthun.

Der Büffel gehört nicht, wie in Sina, zu den Hausthieren. Er ist wild und unbändig, und irrt in den Wäldern und Einöden herum, die er durch ein sehr unangenehmes Gebrüll ertönen macht. Er ist etwas höher und größer, als unsere Ochsen, von denen er sich übrigens wesentlich nicht unterscheidet. Er flieht nicht vor dem Jäger, der auf

der

der Stelle des Todes ist, wo er seinen Feind verfehlt, und nicht gleich Gelegenheit hat, auf einen Baum zu klettern. Wenn dieses Thier seine Rache nicht an demjenigen, der sie gereizt hat, ausüben kann; so sucht es einen andern Gegenstand seiner Wuth, und wehe dem, der ihm alsdann in den Weg kommt. Die Mißionarien waren einstens Zeugen davon; ein Büffel nämlich drang aus einem nahen Walde, gieng auf eine Frau los, die ihren Acker bestallte, warf sie zu Boden, und ließ sie nicht eher, als bis er sie auf die elendeste Art getödtet hatte.

Die wilden Schweine vermehren sich nicht stark. Sie nähren sich von den Wurzeln der Bäume, und von zarten Hölzern. Sie sind kleiner und weniger wild, als unsere Europäischen, die Eicheln fressen.

Dasjenige Thier, was die Negern einen wilden Hund nennen, ist dem Wolfe in Frankreich sehr ähnlich. Weil er nicht der Beherrscher der Wälder ist, so ist er nicht so dreist, als der leztere: ein Mann fürchtet sich nicht, wenn er ihm begegnet. Er stellt den großen Thieren nicht nach, die er dem Löwen und Tiger überläßt, von denen er selbst nicht geschont wird, wenn sie ihn erhaschen können. Wenn er keine andere Nahrung hat; so

so frißt er Wurzeln und Gräser, wie die Ziegen.

Die Affen ziehen sich gewöhnlich in das Innere der Wälder zurück: und man sieht sie nur auf den höchsten Bäumen. Sie fliehen, wenn sie verfolgt werden, mit großer Geschwindigkeit, indem sie von Baum auf Baum, von Ast auf Ast springen. Die Negern suchen weniger, sie zu tödten, als sie lebendig zu fangen, um sie den Europäern verkaufen zu können. Die Kunst, sie zu fangen, besteht gemeiniglich darinn, daß man an den Füßen der Bäume, auf welchen sie sich aufzuhalten pflegen, Früchte hinsezt, nach denen sie gierig sind, und das man unter diesen Schlingen versteckt. Das Weibgen hat ihre Jungen immer zur Seite; sie schleppt sie, wenn sie verfolgt wird, mit sich fort, und weicht nicht eher von ihnen, als bis sie tödtlich verwundet ist. Es giebt in den Wäldern große Affen, die vier Fuß hoch sind. Die Negern versichern, daß sie in Fällen der äusserften Noth von den Bäumen herunter klettern, und mit einem Prügel in der Faust sich gegen ihre Angreifer vertheidigen, ja selbst diejenigen verfolgen, von denen sie erst verfolgt wurden. Die Mißionarien sind nie Augenzeugen von einem solchen Auftritt gewesen.

Rehböcke

Rehböcke und Dannhirsche sind nicht selten in den Wäldern, und den Europäischen ganz ähnlich. Die Hirsche aber sind kleiner, als die unsrigen, und haben kein Geweihe. Dieser Abgang ist ihnen in den dicken Wäldern sehr vortheilhaft, wo sie den unaufhörlichen Verfolgungen der reissenden Thiere ausgesezt sind.

Man sieht oft auf den Feldern einen Hirsch; den seine Feinheit merkwürdig macht. In allen übrigen ist er dem nachher erwähnten Hirsche ähnlich: er hat so wenig, als dieser, Geweih, aber einen gespaltenen Fuß, und ein feines und schön geformtes Bein. Er ist ohngefähr so groß, als ein Haase; aber länger, und verhältnißmäßig schmäler; und ist ohngefähr zwölf bis funfzehn Zoll hoch. Ungeachtet er sehr schnell im Laufe ist; so fängt man ihn doch dann und wann mit der Hand. Sein gewöhnlicher Aufenthalt und Zufluchtsort ist das hohe Gras auf den ungebauten Feldern, das für ihn eben das ist, was die Wälder für die größern Thiere sind. Wenn die Negern ihn wahrnehmen, so umschliessen sie erst einen größern Raum, und ziehen sich endlich so sehr zusammen, bis sie das kleine Thier fangen. Sobald er sich umringt sieht; so denkt er gar nicht mehr daran, zu entlaufen, sondern läßt sich ruhig greifen. Er überlebt

lebt aber den Verlust seiner Freyheit nicht lange. Wenn man ihn nicht erwürgt, so stirbt er entweder bald vor Traurigkeit, oder tödtet sich auch selbst an den Seiten des Kefigts, worinn man ihn gefangen hält. Sein Fleisch giebt ein wohlschmeckendes Gericht.

Die Wälder sind noch mehr, als die Fluren, mit einer unzähligen Menge von Vögeln angefüllt, die die reizendsten Federn haben. Allein diesen Reichthum schöner Farben haben sie nur allein für sich; man sieht sie nicht genug, aber man hört sie desto mehr. Ihr Gesang ist nur schwach und abgebrochen; selbst die Nachtigall, die sonst größer, als die unsrige ist, zwitschert nur.

Die Fasanen und Perlhühner sind sehr gemein. Große und kleine Papageyen sind eben so wenig selten. Die Negern nehmen sie aus ihren Nestern, um sie den Europäern zu verkaufen.

Man unterscheidet zwo Arten von Turteltauben. Die eine ist nicht größer, als eine Amsel, und aschgrau. Die andere ist mit der unsrigen von einerley Gestalt und Größe; sie hat dieselbigen Federn, und dasselbige Gegirre.

Die Negern kennen noch nicht die Kunst, die Bienen zahm zu machen, und für freye Wohnung sie für sich arbeiten zu lassen. Die Wälder sind

der

der Aufenthalt dieser fleißigen Thierchen. Ein hohler Baum dienet ihnen als Bienenkorb, und sie legen darinn ihre Honigtafeln an. Die Bienen arbeiten in Afrika, wie in Europa, und saugen aus den verschiedenen Blumenarten dasselbige Honig und Wachs. Sie ahmen einander vollkommen nach, ohne sich die Entwürfe ihrer Arbeiten mitgetheilt zu haben. Von beyden Seiten dieselbige Klugheit in den Vorbereitungen, dieselbige Regelmäßigkeit in den Verhältnissen ihrer Werke, dieselbige Thätigkeit in der Ausführung. Man erkennt nicht, daß sie von demselbigen Lehrmeister sind unterrichtet worden. Ihr Honig ist vortreflich. Die Negern thun sich recht was damit zu gute: sie saugen den Honig, und werfen das Wachs weg. Sie ersticken die Bienen nicht, um ihren Honig zu erhalten, sondern zünden Feuer unter dem Baume an, wo sie wohnen. Der Rauch jagt sie alsdenn fort; und wenn sie beraubt sind, ziehen sie entweder in denselben Baum wieder ein, oder suchen auch anderswo eine Wohnung.

Es giebt in diesen Gegenden mehrere Arten von Ameisen. Die eine Art ist viel größer, als die unsrigen, und eben so vorsichtig, als arbeitsam: man könnte hier besser, als an jedem andern

Orte,

Orte, den Menschen in ihre Schule schicken. Diese Thiergen suchen während der sechs trockenen Monathe allen Vorrath zusammen, den sie während der ersten Jahrszeit brauchen. Um sich gegen die Ueberschwemmungen in Sicherheit zu sezen, bauen sie sich Häuser von Thonerde, die fast so hart, als Steine, werden. Die Negern machen daraus kleine Kohlbecken, die unsern irrdenen sehr ähnlich sind; sie brauchen dazu keine andere, als diese Wohnungen der Ameisen.

In den dicksten Wäldern, die die Strahlen der Sonne gar nicht durchdringen, finden sich viele Schlangen. Die gemeinste ist die Schlange Boma, die funfzehn Fuß lang und verhältnißmässig dick ist. Es giebt aber noch viel größere. Man erzählte den Mißionarien, daß sechs Wochen vor ihrer Ankunft ein kleines Kind in den Wald gegangen sey, um Vogelnester auszunehmen, (fast die einzige Beschäftigung der Kinder) und daß sein Vater, bekümmert über sein langes Aussenbleiben, sich mit Säbel und Büchse bewaffnet habe, um es aufzusuchen. Er habe darauf auf dem betretendsten Wege im Walde eine Schlange von einer ungeheuren Größe angetroffen, und als die vermuthliche Mörderinn seines Kindes angegriffen. Nachdem er sie erlegt und geöffnet; habe er das

Kind

Kind in ihrem Bauche, wie in einem Sarge begraben, und zwar todt, aber ohne alle Zerfleischung, gefunden. Die Negern verzehren die Schlangen, die sie todten; und das Fleisch davon ist nicht übel. Wenn Europäer sie fragen: warum sie Schlangen äßen, so fragen sie wiederum, warum sie keine äßen; und glauben, daß, wenn man überhaupt Thiere essen wolle, man diejenigen am ersten wählen müsse, die den Menschen zu verzehren suchen.

Die Flüsse enthalten trefliche Fische in großer Menge: besonders gut sind die, welche man in Zaire fängt. Auch giebt es in diesen Gegenden fischreiche Seen. Einer unter andern liegt nicht weit vom Dorfe Kilonga, (wo die Mißionarien sich zuerst niedergelassen hatten,) der mehrere Arten von Fischen nährt. Die Karpfen sind den Fluß-Karpfen in Frankreich ähnlich, aber wohlschmeckender. Auch werden Aale von vorzüglicher Güte gefangen, die sich aber von den unsrigen darinn unterscheiden, daß sie einen platten und größern Kopf haben. Ihre Zähne sind auch nicht so spizig und schneidend, sondern kommen, beydes in Ansehung der Form und Größe, den Backenzähnen der Menschen nahe. In gewissen Flüssen findet man Aale, die kleinen Schlangen ähnlich sehen.

Um die Seeküsten halten sich viele Fischer von Profeßion auf. Sie fangen am meisten Rochen und Schollen von verschiedenen Arten. Ungeachtet sie nur in Pyrogen fahren; so fangen sie doch dann und wann große Stücke. Ich selbst besize nur einen Theil von einer Kinnbacke, die einen ungeheuren Fisch voraus sezt: die Zähne haben vier und zwanzig Linien im Umfange, und sind neun und zwanzig hoch. Sie stecken in Löchern oder Höhlen, die zwey und zwanzig Linien tief sind, sind aber an den Enden nicht sehr spizig.

An den Küsten von Loango hält sich ein gefährlicher Fisch auf, der den Europäischen Schiffern oft vielen Schaden zufügt. Sein Kopf ist dreymal so groß, als der Kopf eines Ochsen, und er scheint, ein Vergnügen darinn zu finden, den Boden von Barken und Canoten einzuschlagen. Er schwimmt dahin, wo Schiffe zu ankern pflegen, hebt hierauf seinen Kopf aus dem Wasser, und wenn er alsdenn ein Canot wahrnimmt, so wirft er sich mit der größten Gewalt dagegen, und stößt den Boden mit einem einzigen Schlage seines Kopfes durch, und ergreift darauf die Flucht. Er fällt niemals Pirogen an, als wenn diese für ihn zu klein wären.

Die Fischerneze der Negern sind wie die Neze unserer Fischer gearbeitet. Sie machen sie aus einem Stoffe, der unserm besten Hanfe nichts nachgeben würde, und den sie entweder aus dem Bananasbaume, oder aus den Rinden einiger andern Bäume zubereiten. Sie salzen ihre Fische nie ein, um sie desto länger zu erhalten; entweder trocknen sie sie an der brennenden Sonne, oder noch öfterer räuchern sie sie.

Siebentes Kapitel.

Von den gesellschaftlichen Vereinigungen.

Die Völker dieser Gegenden wohnen, wie wir, in Dörfern und Städten, und sie geben den sinnlichsten und richtigsten Begrif von dem Ursprung der Gesellschaften. Sie werden nicht so sehr durch gegenseitige Bedürfnisse einander genähert, als sie durch die Bande des Bluts zurükgehalten werden, sich zu trennen. Die Familien zerstreuen sich nicht, wie bey uns; in Dorfern und Städten findet man eine große Menge von Hütten, und in diesen Hütten eben so viele Familien, die von ihren Häuptern regiert werden. Eine Familie, die zu eingeschränkt ist, und mit der benachbarten sich nicht

gerne

gerne verbinden will, kann den ersten den besten leeren Plaz einnehmen, und eine Hütte darauf bauen. Alles dies ist das Werk eines einzigen Tages in einem Lande, in welchem der Hausvater, mit Hülfe seines Weibes und seiner Kinder, auf einmal sein Haus und alle seine Meublen fortbringen kann. Die Häupter der Familien sind die ersten Richter, oder die erste Instanz. Wenn sich also eine Streitigkeit darinn erhebt; so läßt er die Partheyen vor sich erscheinen, und spricht das Urtheil in einer Art von gerichtlicher Form aus, nachdem er die Gründe von beyden Seiten angehört hat. Dieser häusliche Richterstuhl ist das Muster aller übrigen höhern Tribunale. Die Geseze erlauben es einer Frau nicht, von dem Ausspruch ihres Mannes, und einem Sohne nicht, von dem Urtheile seines Vaters zu appelliren; auch denken sie gar nicht einmal daran. In der Folge aber werde ich zeigen, daß man sich von dem Haupte einer Familie an den Vorsteher einer Provinz, und von diesem an den König wenden kann.

Diese Länder sind nicht allenthalben gleich stark bevölkert. Am häufigsten findet man Städte und Dörfer an den Ufern von Flüssen, Bächen, Quellen und Seen: wahrscheinlich deswegen, weil Wasser mit zu ihren nothwendigsten Bedürfnissen

gehört. Wenn also Negern die freye Wahl ihrer Wohnpläze haben; so ziehen sie solche vor, wo die Natur ihnen selbst Wasser darbietet, und lassen andern, die nach ihnen kommen, die Arbeit über, Quellen zu suchen. Alle stolze und große Städte, die in Europa längst den schiffbaren Flüssen gebauet sind, haben keinen andern Ursprung gehabt; und wenn wir die ersten Erbauer und Gründer von Paris fragen könnten; so würden sie antworten, daß sie bey der Erbauung von Hütten an eben den Pläzen, wo jezt Palläste stehen, keine andere Absicht hatten, als sich selbst und ihren Heerden ein gesundes Wasser zu verschaffen, daß sie aber im geringsten nicht daran dachten, eine Stadt zu bauen, und durch die kluge Wahl des Bodens ihre künftige Größe vorzubereiten.

Die Städte sind eigentlich nur große Dörfer; sie unterscheiden sich von den leztern blos dadurch, daß sie eine größere Anzahl von Einwohnern in sich fassen. Das Gras wächst darinn, wie in den Dörfern; und die Straßen sind weiter nichts, als enge Fußsteige. Eine große Stadt ist ein wahres Labyrinth, aus welchem ein Fremder sich nicht heraus finden würde, wenn er nicht einen Begleiter bey sich hätte. Die Bürger sind den Bauern durchaus ähnlich: sie kleiden sich nicht besser, und wohnen

nicht bequemer, als diese. Die Bürgerfrauen aus der Hauptstadt arbeiten auf dem Felde, wie die Bäurinnen aus dem kleinsten Dorfe.

Die großen Wälder, deren ich oben erwähnt habe, würden ihnen Materialien genug zu bequemen Wohnungen geben, wenn sie sich nur die Mühe geben wollten, sie zu holen und zuzubereiten. Sie könnten in Ermangelung von Steinen, die sich nirgends finden, Backsteine brauchen, die sie fast allenthalben zubereiten könnten. In den Wäldern würden sie Holz genug finden, um sie zu bauen; allein sie mögen nicht so viel arbeiten, um besser zu wohnen. Ihre Wohnungen sind kleine Hütten aus Binsen oder künstlich durch einander geflochtenen Zweigen und Reisern gemacht. Das Dach entspricht dem Gebäude, und besteht aus bloßen Baumblättern; sie ziehen die Palmblätter allen übrigen vor, weil diese mehrere Jahre dem Regen und den Angriffen des Wetters widerstehen können. Man kennt gar keine Fenster; und es ist nicht lange, daß man auch in Frankreich nur sehr kleine hatte, wie einige alte Schlösser bezeugen. Es finden sich selbst noch in mehrern Provinzen alte Hütten, die das Tageslicht nur allein durch die Thür erhalten.

Wer ein Haus braucht; geht mit seinem Weibe und seinen Kindern auf den Markt, kauft eins, was ihm ansteht, und ein jeder nimmt alsdenn ein Stück, was er seinen Kräften nach tragen kann. Man richtet es auf, und befestigt es an tief in die Erde getriebene Pfähler, damit es vom Winde nicht umgeworfen werden kann. Eine Hütte hat nichts beleidigendes fürs Auge; sie sieht wie ein umgekehrter Bienenkorb aus. Die Reichen haben dann und wann Hütten, die sehr künstlich bearbeitet, und inwendig mit Matten von verschiedenen Farben bekleidet sind; denn andere Tapeten kennen sie nicht.

Alle diejenigen, welche sagen, daß sie in ihren Häusern Balken von Palmenholze machen, kennen ihre Wohnungen nicht, und wissen eben so wenig, daß, wenn sie den unsrigen ähnliche Häuser bauen wollten, sie in den Wäldern Zimmerholz von allerley Art finden könnten, was dem Palmenholze in Rüksicht auf diesen Gebrauch weit vorzuziehen wäre. Der Palast des Königs von Loango, wie mehrere Schriftsteller ihn beschreiben, ist der wahren Wohnung dieses Prinzen eben so wenig ähnlich, als der Palais des Tuilleries in Paris dem Kloster der Capuziner ähnlich sieht. Sie geben diesem angeblichen Pallast den Umfang einer ganzen

zen Stadt; und er besteht nicht mehr als aus fünf oder sechs Hütten, die etwas größer, als die vorherbeschriebenen, sind, anstatt daß die Städte tausende von Hütten in sich fassen.

Achtes Kapitel.

Vom Charakter des Volks: seine Tugenden und Laster.

Der Verfasser der allgemeinen Geschichte der Reisen breitet sich weitläuftig genug über die Sitten dieser Völker, ihre Gebräuche und Gewohnheiten aus. Er hat in seine Sammlung von verschiedenen Verfassern Nachrichten über dasjenige, was unter ihnen vorgeht, eingerückt; allein man könnte diese Schriftsteller mit Recht fragen, ob sie wirklich im Lande gewesen wären? Aus dieser gemeinschaftlichen Quelle haben mehrere neuere Schriftsteller die Irrthümer geschöpft, die sie über den Zustand der Völker in diesen Gegenden von Afrika bekannt gemacht, und in denen sie Gemählde der Phantasie wider ihre Absicht für unbezweifelte Thatsachen ausgegeben haben. Die Scharfsinnigsten unter diesen, beleidigt durch die offenbarsten Widersprüche, die sich auf jeder Seite jener Nachrichten finden, haben freylich nur dasjenige

ausgezogen, was ihnen am wahrscheinlichsten schien; aber dies wenige war immer noch zu viel für diejenigen, die nur die Wahrheit wissen wollen, und giebt denen, die unter den Völkern in Afrika selbst gelebt haben, genug zu erkennen, daß sie nicht nach der Natur gemahlt sind.

Man kann das wahre Genie eines Volks nicht anders, als durch ein anhaltendes Studium, entdecken, und dies Studium ist nicht das Werk einiger Tage. Ein Reisender, gesezt, daß er auch noch so gewissenhaft sey, kann doch nur eine sehr mittelmäßige Kenntniß von gewissen Völkern erwerben, wenn er sein Tagebuch in der Hand unbekannter Länder ohne Kenntniß der Landessprachen durcheilt. Wenn er durch einen Zufall einige Tage hintereinander ein Zeuge von einigen treulosen Streichen und grausamen Handlungen ist; so wird er sie als unmenschlich und arglistig abmahlen. Hätte er auf einem andern Wege einige Züge der Menschlichkeit und Treue wahrgenommen; so würde er eine Lobrede auf ihre Redlichkeit und Gutartigkeit gemacht haben.

Die Nachrichten von Seefahrern sind nicht sicherer, und verdienen nicht mehr Zutrauen, als die eines Reisenden, dergleichen ich kurz vorher angenommen habe. Denn ausserdem, daß ihre Geschäfte

schäfte ihnen keine Zeit zu wichtigen Beobachtungen übrig lassen, sind sie noch deswegen dazu unfähig, weil sie nur mit der kleinen Zahl von handelnden Negern in Verbindung stehen, die Eigennuz und eine zügellose Lebensart aller der guten Eigenschaften beraubt haben, die man in dem größten unverdorbenen Theile der Nation entdeckt.

Es ist wahr, daß die Negern, welche längst den Seeküsten wohnen, und mit denen allein die Europäer Gemeinschaft haben, daß diese freylich einen Hang zur Betrügerey und zu Ausschweifungen haben; allein kann man daraus, wie die meisten Geschichtschreiber thun, mit einigem Grunde und ohne weitere Untersuchung schliessen, daß Trug und zügelloses Leben allen Negern gemeinschaftlich sind? Würden wir nicht über die Einfalt eines Afrikaners lachen, der nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, woraus er sich nie weiter als eine Meile entfernet hätte, seinen Landsleuten nachher erzählte, daß die Bauren sich mit nichts, als Singen, Tanzen, u. s. w. beschäftigten, weil er in den Dörfern, die der Hauptstadt am nächsten sind, beständig den Klang von Instrumenten gehört, und an den Häusern die Inschrift gefunden hätte: Hier hält man Hochzeiten und große Zusammenkünfte. Ein solcher Barbar würde unsere

Nation

Nation eben so beurtheilen, als die meisten Europäer die seinige.

Ungeachtet Congo die Königreiche, von denen hier die Rede ist, begränzt; so kann man doch nach den Einwohnern des erstern nicht die Einwohner der leztern beurtheilen. Es kann eine Zeit gewesen seyn, wo alle diese Völker sich ähnlich waren; allein diese Zeit ist nicht mehr. Es ist unläugbar, daß der Aufenthalt der Portugiesen in Congo die Reinigkeit und Unschuld der Sitten seiner Einwohner sehr vermindert habe. Ich bin jedoch sehr weit entfernt, einer heiligen göttlichen Religion Misbräuche und Uebel zuzuschreiben, die sie selbst verdammt. Man müßte blind seyn, und von der Geschichte so wenig, als einige neuere Philosophen, wissen wollen, um nicht einzusehen, aus welchem Abgrunde von Verderbniß die christliche Religion das menschliche Geschlecht herausgezogen hat. Alles, was man über den Verfall der Sitten, der auf die Verkündigung der christlichen Religion in Congo und andern Ländern erfolgt ist, sagen kann, ist dieses: Daß, wenn es löblicher Eifer eines christlichen Prinzen ist, die Ausbreitung des wahren Glaubens unter ungläubigen Völkern zu befördern, daß, sage ich, Klugheit und Pflicht es auch erfordern, mit der einen Hand das nicht wieder

einzureissen, was die andere aufgebauet hat, und also auf den Fußstapfen der Mißionarien keine Menschen nachzuschicken, die vom Christen weiter nichts, als den Namen, haben, und durch ihre mehr als heidnische Lebensart die Abgötter zweifeln machen, ob nicht die Götter, die sie verehren, der Gottheit der Christen vorzuziehen seyn? Die Religion hatte durch die mächtige Wirkung der göttlichen Gnade große Fortgänge gemacht, und mitten unter den Zügellosigkeiten der Portugiesen riefen zur wahren Religion sich bekennende Barbaren jene zu ihrer Schuldigkeit zurück, und beschämten ihre Ausschweifungen durch einen entgegenstehenden unsträflichen Wandel. Von der Zeit an aber, daß die Eingebohrnen die Portugiesen aus Congo verjagt haben, und keine andere, als Mißionarien, zulassen, treffen diese eine größere Leichtigkeit an, jene zur Ausübung der christlichen Moral zu bereden. Der Cardinal Castelli, Präsident der Congregation de propaganda fide schreibt von Rom aus an den Vorsteher der Mißion in Loango, daß es jezt mehrere hundert tausende eifriger Christen in Congo gebe. Allein die Capuziner, die seit der Aufhebung des Jesuiter-Ordens allein die Last dieser weitläuftigen und beschwerlichen Mißion auf sich haben, leiden nach gerade an geschickten Subjecten

jecten Mangel; und diese blühende christliche Gemeine läuft daher Gefahr, in kurzem verlassen zu werden, wenn sie nicht von eben der Hand, die sie gebildet hat, unterstüzt wird.

Diejenigen, welche den Negern von Loango, Kakongo und andern benachbarten Staaten den Charakter und die Sitten der Sklaven zuschreiben, die die Franzosen aus diesen Ländern für ihre Colonien ziehen, irren sich gröblich. Sie beurtheilen eine ganze Nation entweder nach ihren tödtlichsten Feinden, oder nach den verdorbensten ihrer Mitglieder. Wenn aus dem Lande selbst einige Sklaven an Europäer verkauft werden; so sind es solche, die ihre Verbrechen unfähig machen, in ihrem Vaterlande länger zu bleiben. Allein die meisten Sklaven, die die Europäer kaufen, sind Kriegsgefangene aus andern wilden Völkerschaften, mit denen sie in unaufhörlichen Kriegen leben, und weder Frieden noch Bündnisse schliessen. Diese Sklaven haben gewöhnlich viele Laster und Fehler, fast ohne alle Beymischung guter Eigenschaften; und aus ihnen muß man erst Menschen machen, ehe man davon denken kann, Christen aus ihnen zu ziehen. Sie behalten gewöhnlich ihre Wildheit ihr ganzes übriges Leben durch; und die Verzwei-

felung

felung der Sklaverey scheint ihr Herz gegen all Tugend und Besserung zuzuschliessen.

Die Mißionarien haben während ihres Aufenthalts unter den Völkern, die der heilige Stuhl ihrem Eifer anvertrauet hat, sich Mühe gegeben, durch beständigen Umgang ihre Denkungsart, und ihre Sitten, ihre Laster und Tugenden kennen zu lernen: und das Resultat ihrer Beobachtungen scheint mir ein sehr günstiges Vorurtheil für diese Völker zu erregen.

Sie sind, im ganzen genommen, unthätig; aber doch nicht aller Anstrengung unfähig. Weil Bedürfnisse die Ursachen aller Wirksamkeit sind, und sie selbst fast gar keine Bedürfnisse haben; so ist es sehr natürlich, daß ihr Geist in einer Art von Trägheit verbleibt, oder sich mit geringfügigen Gegenständen beschäftigt, die ihn unterhalten, ohne ihn anzustrengen. Diejenigen unter ihnen, welche entweder handeln, oder öffentliche Geschäfte in Händen haben, sind nicht unfähig zur Arbeit: und selbst das Volk wird sich, wie die Erfahrung lehrt, mit großem Eifer zu wichtigen Gegenständen, dergleichen die Religion ist, wenden, sobald man ihm dergleichen nur darbietet.

Die Trägheit des Körpers ist bey ihnen gewöhnlich eine Begleiterinn der Trägheit des Geistes

stes. Allein dies Laster ist doch kein nothwendiges und eigenthümliches Laster des ganzen Volks, weil es sich sogar in dem schwächern Geschlechte nicht findet. Die Weiber werden von ihrer Kindheit an zu den beschwerlichsten Arbeiten des Feldbaues angehalten, und verrichten sie daher auch mit unermüdetem Eyfer. Freylich ladet die Hize des Himmelstrichs den Menschen zur Ruhe ein; allein ein starkes Interesse weckt ihn wieder auf, und erhebt ihn über sich selbst, und über's Klima. Unsere Bauern sind niemals thätiger, als zur Zeit der brennendsten Sonnenhize, weil diese die Zeit ihrer Erndte ist. Die Völker des alten Latiums wohnten unter dem milden Himmel Italiens, und Liebe des Vaterlandes lies sie über die kriegerischen nördlichen Völker siegen. Die christliche Religion, die eine Feindinn der Faulheit ist, und es der Gesellschaft untersagt, denjenigen zu unterhalten, der nicht für sie arbeitet, diese Religion würde allmälich auch die Männer zur Arbeit vermögen, wie die Gewohnheit die Weiber dazu antreibt. Man sieht dies schon an dem Beyspiele der Christen in Congo.

Diese Fehler übrigens, die nicht unheilbar sind, und durch die Umstände entschuldigt werden, werden durch andere natürliche gute Eigenschaften

des

des Geistes und Herzens gleich gewogen, die in solchen Heiden in der That bewunderswürdig sind. Sie besizen einen geraden und durchdringenden Verstand. Wenn man ihnen die Glaubenslehren vorträgt; so machen einige scheinbare Einwürfe, andere vernünftige Betrachtungen darüber, und noch andere endlich legen Fragen vor, welche zeigen, daß sie alles, was man ihnen gesagt hat, vollkommen begriffen haben.

Sie sind mit einem glücklichen Gedächtnisse begabt. Die Mißionarien haben welche gefunden, die ihnen einen ganzen Monath nachher die Gebothe wieder hergesagt haben, die sie nur einmal auf einem öffentlichen Plaze gehört hatten. Sie brauchen unterdessen diese Fähigkeit öfters nicht dazu, um sich dasjenige zu überliefern, was in den vorhergehenden Zeiten unter ihren Vorfahren sich eräugnet hat. Sie schränken sich in Ansehung ihrer Kenntnisse, wie der Bedürfnisse des Lebens, blos auf das nothwendigste ein, und sie sind gegen die Geschichte eben so gleichgültig, als unsere Bauern, die eben so wenig wissen, was unter Ludwig dem großen, als was unter Julius Caesar vorgefallen ist. Wenn man sie fragt, warum sie das Andenken der Thaten ihrer Voraltern nicht zu erhalten suchen; so antworten sie, daß

wenig daran gelegen sey, zu wissen, wie Todte gelebt haben; daß die Hauptsache aber darinn bestehe, daß die Lebende gute Menschen seyn. Einer ähnlichen Denkungsart zufolge, zählen sie die Zahl ihrer Lebensjahre nicht; das hiesse, sagen sie, sich das Gedächtniß mit einer unnüzen Rechnung beschweren, wodurch man sich weder gegen dem Tode schüzen, noch das Ziel des Lebens erfahren könne. Sie sehen den Tod als einen Abgrund an, dem man sich mit verbundenen Augen nähert, so, daß es zu nichts hilft, die Schritte zu zählen, weil man doch nicht wissen kann, wann man den lezten thut, und weil man diesen lezten nicht zu vermeiden im Stande ist. Dies heißt Faulheit und Unwissenheit nicht übel entschuldigen.

Die Menschen in diesen Gegenden, Männer sowohl als Weiber, reden und singen gern. Hier scheint die Natur sich nicht gleich zu seyn, weil alle übrigen Thiere Tag und Nacht schweigen. Man hört in den Wäldern nicht den Gesang der Vögel: der Hahn stört seinen Herrn niemals im Schlafe, und Hunde bellen nicht. Aber in dieser allgemeinen Stille lassen die Weiber bey ihren Arbeiten auf dem Felde die Ebenen von ihren ländlichen Gesängen ertönen, und die Männer vertreiben sich die Zeit mit Mährgen oder mit Gesprächen über

die nichtswürdigsten Gegenstände. Nachmittags besonders halten sie ihre Zusammenkünfte unter dem Schatten eines dicht belaubten Baumes, wo sie auf der Erde in der Ründe herum mit umgeschlagenen Beinen sizen. Die meisten haben ihre Pfeife im Munde, und diejenigen, die Palmwein haben, bringen ihn mit. Dann und wann wird Gespräch und Sizung unterbrochen, indem man eine Calebasse herumgehen läßt. Derjenige, der die Unterredung anfängt, fährt oft eine Viertelstunde ununterbrochen fort. Ein jeder hört mit dem tiefsten Stillschweigen zu, und dies beobachtet man auch, wenn ein andrer das Gespräch aufnimmt; niemals aber wird ein Neger einen andern unterbrechen. Wenn aber jemand seine Sachen vorgebracht hat; so kann ein anderer, den die Reihe trifft, seinen Vorgänger widerlegen, und seine eigenen Meynungen vortragen. Nach dem Feuer ihrer Declamation zu urtheilen, sollte man glauben, daß sie die schwierigsten und wichtigsten Gegenstände untersuchten; allein man erstaunt, wenn man zuhört, und findet, daß die Rede von einem elenden irrdenen Topfe, von einer Vogelfeder, oder auch von einigen lächerlichen und abergläubigen Gebräuchen ist. Wenn man ihre Sprache nicht versteht; so könnte man ihre Gespräche

leicht

leicht für ein Spiel halten. Sie haben nämlich eine sonderbare Gewohnheit, die aber sehr gut dazu dient, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu erhalten, und unwichtigen Gesprächen ein gewisses Interesse zu geben. Diese Gewohnheit besteht darinn, daß, wenn sie öffentlich reden, sie die Zahlen durch Geberden anzeigen. Derjenige, z. B. der singen will: ich habe sechs Papageyen und vier Rebhühner gesehen: singt bloß: ich habe †† Papageyen und †┼ Rebhühner gesehen: und macht zugleich zween Gestus, wovon der eine sechs, der andere vier ausdrückt. Im demselbigen Augenblick rufen alle Anwesende: sechs, vier, und der Redende fährt alsdenn weiter fort. Wenn jemand von der Gesellschaft entweder zerstreut wäre, oder erst noch dem andern zuriefe; so würde man glauben, daß er schlummerte, oder mit seinen Gedanken herumschweifte, und man würde ihn für unhöflich halten.

Die bisher beschriebenen Völker sind sehr sanft. Streitigkeiten sind sehr selten unter ihnen, und fast niemals kommen sie ins Handgemenge. Wenn sie sich nicht vereinigen können; so gehen sie zu ihrem Richter, der sie in einem Augenblick wieder aussöhnt. Es ist ganz ungegründet, was ein

neuerer

neuerer Schriftsteller *) sagt, daß die Einwohner von Loango den Geistern ihrer verstorbenen Könige Sklaven opfern. Sie haben gar nicht einmal eine Vorstellung von solchen scheuslichen Opfern.

Die an der Küste handelnde Negern sind größtentheils mißtrauisch, und bis zur Betrügerey intereßirt. Da es ihr Grundsaz ist, einen jeden Europäer für den andern büssen zu lassen, so machen sie sich kein Bedenken daraus, einen Franzosen zu betrügen, weil sie vor zehn Jahren von einem Engelländer sind hintergangen worden. Allein Dieberey und Arglist sind keine Laster des ganzen Volks. Im Gegentheil bemerkt man, daß alle, die im Innern des Landes wohnen, mit einem geraden offenen Wesen eine Uneigennüzigkeit verbinden, die fast übertrieben ist. Sie üben buchstäblich den Rath des Evangelii aus, nicht für den folgenden Tag zu sorgen, und denken gar nicht daran, daß Nahrung und Kleidung ihnen jemals fehlen könnten. Sie sind stets bereitwillig, dasjenige, was sie haben, mit denen zu theilen, die es nöthig haben. Wenn sie auf dem Fischfange oder der Jagd glücklich gewesen sind, und etwas nicht

*) Der Verfasser der allgemeinen Geschichte von Asien, Afrika und Amerika. 12. B.

nicht ganz gewöhnliches erbeutet haben; so eilen sie zugleich zu allen ihren Freunden und Nachbaren, und bringen ihnen einen Theil davon. Sie würden sich lieber selbst berauben, als dieses Merkmal ihrer Freundschaft unterlassen. Der Vorwurf vom Geiz ist einer der empfindlichsten, den man ihnen machen kann, so wie hingegen das Lob einer freygebigen stets offenen Hand für sie die angenehmste Schmeicheley ist. Sie nennen die Europäer verschlossene Hände, weil sie nie etwas umsonst geben.

Sie sind höflich und zuvorkommend, und sehr pünktlich in ihren Begrüssungen. Wenn Personen von gleichem Stande sich antreffen; so beugen sie ihre Knie, und heben sich wieder, indem sie in die Hände schlagen. Kommt aber jemand einem andern entgegen, der um vieles angesehener und vornehmer ist, als er; so wirft er sich auf die Erde nieder, neigt sein Haupt, berührt den Boden mit den Spizen der Finger, bringt sie an den Mund, und steht alsdenn mit einem Händeklatschen wieder auf. Die begrüßte Person, und wenn sie auch Prinz oder König wäre, unterläßt niemals, wieder zu grüßen, indem sie eine kleine Kniebeugung macht, und mit den Händen klatscht.

Sie sind freundlich und verbindlich, selbst gegen Unbekannte, und solche, von denen sie nichts zu hoffen haben. Gasthöfe finden sich unter ihnen nicht; ein Reisender aber, der zur Mittagszeit durch ein Dorf kömmt, geht ohne weitere Umstände in die erste die beste Hütte, er ist allenthalben willkommen. Der Herr vom Hause bewirthet ihn so gut, als er kann; und bringt ihn, wenn er ausgeruht hat, wieder auf seinen Weg. Die Mißionarien reisten oft ohne Lebensmittel, und ohne Waaren, womit sie welche hätten kaufen können, aus; und doch litten sie unter den freundlichen Einwohnern niemals Noth. Wenn ein Neger merkt, daß sein Gast nicht mit starkem Appetit ißt; so sucht er den besten Bissen aus der Schüssel, beißt hinein, und reicht dem Fremdling den Rest mit den Worten: iß auf mein Wort. Diese Höflichkeit ist zwar unsern Sitten, aber nicht der Natur zuwider. Wir sehen kleine Kinder in Obstgärten sich gegenseitig Früchte anbieten, die sie schon angebissen haben.

In dem leztern Kriege, den wir mit den Engelländern hatten, scheiterte ein französisches Schiff auf der Küste von Loango. Zween oder drey Matrosen retteten sich mit Schwimmen, und kamen in ein Dorf, Lubu. Die Einwohner des Dorfs

nahmen

nahmen sie gütig auf, und reichten ihnen alles, was sie brauchten. Sie gaben ihnen mehrere Jahre durch Wohnung, Nahrung und Kleidung, ohne von ihnen irgend eine Arbeit oder Hülfsleistung zu fordern. Ihre ganze Beschäftigung bestand darinn, längst der Küste spazieren zu gehen, und es den Negern anzuzeigen, wenn sie ein Schiff entdeckten. Diese liessen sie gleich in eine Piroge steigen, und fuhren auf das Schiff zu, kehrten aber mit der größten Geschwindigkeit um, wenn sie merkten, daß das Schiff ein Englisches sey, aus Furcht, ihrer Gäste in die Hände ihrer Feinde fallen zu lassen. Auf diese Art betrugen sie sich beständig gegen die Matrosen, bis diese eine günstige Gelegenheit fanden, nach Frankreich zurück zu kehren, ohne sie jemals fühlen zu lassen, daß sie ihnen während eines so langen Aufenthalts zur Last gewesen wären. Die Mißionarien hörten diesen Vorfall in dem Dorfe selbst, wo er sich zugetragen hatte.

Im Jahre 1767 erhielt der Vorsteher der Mission einen Besuch von einem Schiffs-Officier, der ihm sagte, daß, da er gehört habe, daß französische Geistliche in Loango wären, er gekommen sey, zu beichten, und Gott für die Errettung aus der größten Gefahr zu danken. Er erzählte nämlich, daß

er sich auf einem Schiffe von St. Malo befunden habe, und vom Capitain mit vier Matrosen in einem Bote ausgeschickt worden sey, um von einer schwimmenden Insel frisches Wasser zu holen; daß sie aber vom Meerströmen fortgerissen worden wären, und vier Tage und Nächte vergebens gearbeitet hätten, um wieder an Bord zu kommen; daß sie endlich am fünften Tage vom Winde ans Ufer wären getrieben worden. Von den vier Matrosen, die mit dem Officier im Bote sich fanden, waren zween vor Hunger und Erschöpfung gestorben: ein dritter starb, als sie ans Land kamen, der vierte aber und der Officier, die allein am Leben geblieben waren, schleppten sich, so gut sie konnten, ins erste Dorf. Die Einwohner desselbigen gaben sich alle ersinnliche Mühe, sie durch gute Wartung wieder herzustellen. Als die Schiffbrüchigen sich zur Abreise aus dem Dorfe, wo sie sich lange aufgehalten hatten, fertig machten, versicherte man sie, daß sie noch länger bleiben könnten, ohne befürchten zu dürfen, jemanden beschwerlich zu fallen. Sie nahmen keine Lebensmittel auf ihrer Reise nach Loango mit; man gab sie ihnen mit der größten Freygebigkeit in allen Dörfern, durch welche sie bis ans Ende ihrer Reise kamen.

Diese

Diese Völker sind, verglichen mit uns, sehr arm; im Grunde aber ist der, der keine Bedürfnisse hat, reicher, als ein andrer, der alles im Ueberflusse besizt, und lebt überdem vergnügter. Unsrer Denkungsart nach würden wir denjenigen für einen beklagenswürdigen Menschen halten, der sich nicht einmal ein Bett, worauf er schlafen, oder einen Stuhl, worauf er sizen könnte, anzuschaffen, im Stande wäre. In Loango würde es die größte Strafe seyn, wenn man jemanden nöthigen wollte, nur eine einzige Nacht in einem guten Bette zuzubringen, oder nur zwo Stunden in einem bequemen Lehnstuhl auszuruhen. Der Ma-Kaia von Kakongo, einer der mächtigsten Prinzen des Königreichs, hat ein Zimmer, welches nach Europäischer Art meublirt ist, und Betten, Commoden, und Schränke voll Silbergeschirr hat. Er bietet den Europäern, die ihn besuchen, Stühle an; er selbst aber findet es bequemer, nach der Landes-Gewohnheit auf der Erde zu sizen. Man kennt unter diesen Völkern weder Gesindestuben, noch Keller, noch Vorrathsboden, noch Behältnisse fürs Hausgeräthe. Wenn man in eine Hütte kommt; so sieht man eine Matte, die zugleich das Bette, der Tisch und Stuhl des Hausherrn ist; ferner einige irrdene

Gefäße,

Gefäße, die sein ganzes Küchengeräth ausmachen; endlich einige Wurzeln und Früchte, worinn sein ganzer Mundvorrath besteht. Wenn sie Wild oder Fische fangen; so bereiten sie daraus ein Gericht, was die Europäer abscheulich finden, was aber ihrem Geschmack nach köstlich ist. Giebt ihnen die Jagd und Fischerey nichts; so halten sie sich an ihre Wurzeln und Früchte, und sie scheinen sich immer mit dem, was sie zu essen haben, zu begnügen. Wenn ein Fremder zu ihnen kommt, und sie ihm weiter nichts, als Manioc, vorzusezen haben; so entschuldigen sie sich deswegen gar nicht, weil sie voraussezen, daß er von selbst schon weiß, daß sie ihm nichts bessers zu essen geben können.

Wir, die wir entweder im Ueberflusse, oder doch in der Achtung gegen Reichthümer und Bequemlichkeiten des Lebens erzogen sind, wir sind, wie von Natur, geneigt, so arme und einfach lebende Völker zu verachten. Allein wenn sie wiederum erführen, daß wir uns selbst auf eine mühselige Art tausend Bedürfnisse verschaffen, von denen sie gar nichts wissen; wenn sie Zeugen unserer Leckereyen, der Verschwendung und Pracht unsrer Tafeln wären, und uns Verachtung mit Verachtung erwiederten, oder sich gar für weiser, als uns, hielten; so zweifle ich, daß ein unpartheyischer

scher Richter diesen Zwist zu unserm Vortheile entscheiden würde.

Es ist eine allgemeine Meynung, die immer mehr Glauben und Beyfall findet, daß die Verderbniß der Sitten dieser Völker bis zur gänzlichen Zügellosigkeit steige; so reden wenigstens die neuern Schriftsteller, wenn sie diese Länder beschreiben. Angebliche Reisende haben die Leichtgläubigkeit des Publikums getäuscht, und sich nicht gescheut, zu behaupten, daß Hurerey, Ehebruch, und die ungeheuresten Ausschweifungen zu den Sitten des Landes gehören, daß selbst die Männer die Untreue ihrer Weiber begünstigen, und daß man sogar die Leichenbegängnisse durch die entsezlichsten Schandthaten feyre. Ein Schriftsteller, der um den Lohn arbeitet, achtet die Wahrheit selbst wenig, wenn er seinen Vortheil in ihrer Verbergung findet, und das ist hier der Fall. Er ist gewiß, durch üppige Erzählungen der zahlreichen Klasse leichtfertiger Leser zu gefallen, die mit Gierigkeit alles ergreifen, was ihre Fehltritte zu veredeln, oder die Gewalt der Leidenschaften, von welchen sie beherrscht werden, über eine größere Anzahl von Menschen zu verbreiten scheint. Und doch sind es solche verläumderische Nachrichten, auf welchen man Systeme aufbaut, und nach welchen man uns feyer-

lichst versichert, daß die christliche Religion nicht die Religion aller Himmelsstriche seyn könne, und daß die Keuschheit, die sie gebietet, ihrer Ausbreitung in den mittäglichen Ländern, und dem heissen Erdgürtel, unüberwindliche Hindernisse entgegen seze.

Aber diejenigen, welche nach ihrer eigenen Art auf ihrem Zimmer den Einfluß des Klima auf die Sitten berechnen, und sich nicht scheuen, den Maasstab in der Hand, die Gränzen anzugeben, über welche der Glaube und Dienst des wahren Gottes sich nicht ausbreiten kann: diese angeblichen Weisen sollten es doch merken, daß sie sich zu Richtern und Anklägern der Gottheit aufwerfen. Denn gesezt, daß sie nicht zu den Unsinnigen gehören, die die ganze Welt als eine Wirkung einer blinden Nothwendigkeit oder eines spielenden Ohngefährs ansehen; so würde ich zu ihrer Beschämung weiter nichts, als dieses, zu ihnen sagen: Erklärt es wenigstens, wie es zugegangen sey, daß derjenige, der die Stunden und Jahrszeiten schuf, der die Himmelsstriche austheilte, und die ganze Welt einrichtete, daß dieser zu seinem eigenen Nachtheile sich so sehr habe irren können, um einer großen Zahl seiner Geschöpfe Gegenden zu ihren Wohnpläzen anzuweisen, wo sein Name ewig unerkannt, und

sein

sein Gesez verachtet bleiben muß? Allein die Vorsehung hatte sich wegen dieses Vorwurfs schon lange vorher, ehe man ihn machte, gerechtfertigt. Es kann niemanden unbekannt seyn, daß die christliche Religion in den heissesten Himmelsstrichen die größten Wunder wirkte, daß es in den dürren brennenden Sandwüsten von Ober-Aegypten war, wo während mehrer Jahrhunderte Tausende von Einsiedlern unter der Bewunderung der ganzen Welt die vollkommenste Keuschheit beobachteten, und ein engelgleiches Leben führten.

Allein das Resultat der Beobachtungen über andere Völker mag seyn, welches es will; so können sie diejenigen nicht übern Haufen werfen, die die Mißionarien selbst über die Völker, von denen hier die Rede ist, gemacht haben; um ein sicheres Urtheil zu fällen, muß man selbst gesehen und untersucht haben. Wenn die Hize des Himmelsstriches durch ein mäßiges und enthaltsames Leben gedämpfet wird; so ist sie der Keuschheit nicht so nachtheilig, als es in kältern Gegenden erhizende Weine, nahrhafte Speisen, Schauspiele, wollüstige Concerte, leichtfertige Schriften, und der beständige Umgang mit jungen Leuten von beyderley Geschlecht sind. Lauter Anreizungen zur Wollust, die sich bey den Völkern, von denen hier ge-

handelt

handelt wird, gar nicht finden. Sie nähren sich gewöhnlich mit Wurzeln, Hülsen- und Baumfrüchten: trinken Wasser, schlafen auf der harten Erde, und sind daher von Natur und ohne allen Zwang keusch. Unterdessen belohnen sie doch Keuschheit mit Ehre und einem guten Namen, und strafen die entgegengesezten Laster mit Schande. Ein Schriftsteller, der in der allgemeinen Geschichte der Reisen angeführt wird, erwähnt der in Loango herrschenden Meynung: daß der Fehltritt eines einzigen verführten Mädgens hinreiche, dem ganzen Lande ein allgemeines Verderben zuzuziehen, wenn nicht ein solcher Fehltritt durch ein öffentliches Geständniß der Schwachheit vor dem Könige wieder gut gemacht würde; und eben dieser Schriftsteller läßt sich doch von seinem Hange zur Verläumdung so weit hinreissen, um hinzuzusezen, daß ein solches Geständniß gar nichts beschimpfendes an sich habe. Man kann aber leicht errathen, daß ein Fehltritt, den man für groß genug hält, um den Zorn des Himmels dadurch gereizt zu glauben, die schuldige Person, die ihn bekennt, mit Schande überhäufen muß.

Ein Mann kann, wie wir bald sehen werden, so viel Weiber nehmen, als sich mit ihm verbinden wollen; aber es ist unerhört, daß Personen vom

verschiedenen Geschlechte öffentlich zusammen wohnen, ohne rechtmäßige Eheleute zu seyn. Es finden sich in diesen Gegenden nicht, wie in den grossen Städten Europens, schändliche Weiber, die Schulen der Unzucht halten. Man würde keine dulden, die auf eine schändliche Weise mit ihrer Ehre handelten, und sie öffentlich auf den Straßen feil böten: noch viel weniger solche, die sich damit abgäben, die Jugend zu verführen. Ihre sonst nicht arme Sprache hat kein einziges Wort, das ein öffentliches Weibsbild ausdrückte; ein Portugiesisches Wort füllt diese Lücke aus.

Die Negerinnen tragen, wie die Negern, ihre Arme und Brust entblößt, besonders während der Arbeit. Allein weil dieses allgemein gebräuchlich ist; so nimmt kein Mensch Aergerniß daran, und sehr unrichtig also haben einige Schriftsteller aus diesem Umstande geschlossen, daß sie allen Gesezen der Schamhaftigkeit Troz bieten. Diese Blöße einer Negerinn, die vom Morgen bis an den Abend in der Sonnenhize arbeitet, ist weniger gefährlich und unanständig in diesen Gegenden, als die halbe Blöße der Hofdamen bey uns ist. Allemal, wenn die Mißionarien mit den Einwohnern des Landes an Ströme kamen, wo weder Brücken noch Fahrzeuge waren; so merkten sie stets, daß bey dem

Eingange eines Weibes in den Strom alle Männer das Gesicht so lange wegkehrten, bis sie am andern Ufer war, und daß die Weiber bey dem Durchwaten der Männer es eben so machten.

Die jungen Mädgens begleiten ihre Mütter beständig, die sie zur größten Sittsamkeit anhalten. Ein junger Mensch durfte sich nicht unterstehen, mit einem unverheiratheten Mädgen anders, als in Gegenwart ihrer Mutter, zu sprechen. Er darf ihr nicht einmal ein Geschenk anbieten, als wenn er sie zu heirathen verlangt. Ein Mißionar traf einst eine junge Negerinn an, die mit ihrer Mutter vom Felde zurückkehrte, und in einem etwas leichtfertigen Tone zu ihm sagte: Guten Tag, Mann Gottes. Die Mutter gab ihr hierauf gleich einen derben Verweis darüber, daß sie sich unterstünde, mit einem Manne, und zwar so dreist, zu reden. Der Tanz ist in diesen Gegenden eine Leibesübung: allein Männer tanzen nur mit Männern, und Weiber mit Personen ihres Geschlechts. Die Freuden-Gesänge, womit sie den Tanz begleiten, enthalten nichts, was die Schaamhaftigkeit beleidigen könnte.

Neuntes Kapitel.

Von ihren Heirathen und Verbindungen.

Die Vielweiberey ist in diesen Ländern nach den National-Gesezen erlaubt, und ein Mann darf also so viele Weiber nehmen, als er will; allein die Natur sezt der Freiheit, die das Gesez giebt, gewisse Gränzen. Die Zahl der Weiber in diesen Gegenden ist nicht größer, als die Zahl der Männer: vielleicht nicht einmal so groß; und also kann ein Großer nicht zwanzig Weiber nehmen, ohne neunzehn seiner Mitbürger in die Nothwendigkeit zu sezen, im ehelosen Stande zu bleiben. Gewöhnlich opfert ein Mädgen auch den Vorzug, die einzige Frau eines nicht vornehmen Mannes zu seyn, der Ehre auf, das Weib eines großen Herrn zu werden, der ihr eine Menge von Nebenbuhlerinnen giebt. Nur allein die Reichen können sich des Rechts, oder vielmehr des Mißbrauchs, viele Weiber nehmen zu dürfen, bedienen; denn Mißbrauch muß man doch wohl eine Einrichtung nennen, die einen kleinen Theil der Gesellschaft auf Kosten der übrigen begünstigt. Weil aber die Zahl der Reichen sehr klein ist; so finden alle weniger Begüterte, und so auch noch die meisten

Sklaven,

Sklaven, Personen vom andern Geschlecht, die sie heirathen können. Diejenigen, welche behaupten, daß selbst die gemeinen Negern zwey oder drey Weiber haben, hätten erst berechnen sollen, ob die Zahl der Weiber die Zahl der Männer auch zwey- oder dreymal übersteige; und eben so hätten diejenigen, die dem Könige von Loango allein sieben Tausend gegeben, sich zuvor recht erkundigen sollen, ob die ganze Hauptstadt auch so viele enthalte? Eine Frage, die diejenigen, die auf der Stelle waren, nicht bejahen möchten.

Väter und Mütter überlassen den Söhnen die Wahl einer Gattinn. Die Verheirathung der Töchter aber wird blos als eine Haushaltungs-Angelegenheit angesehen, die die Mütter zu besorgen haben. Die Frau bringt ihrem Mann niemals Heirathsgut; im Gegentheil besucht ein junger Mensch, der ein Mädgen zur Frau haben will, die Mutter, und bietet ihr solche Geschenke an, von denen er glaubt, daß sie ihr am angenehmsten seyn werden. Gefallen entweder die Geschenke, oder die Hände, die sie anbieten, der Mutter nicht; so weist sie sie ab. Gefallen sie ihr hingegen; so bietet der Freyer auch der Tochter welche an, und diese hat ebenfalls die Freyheit, sie anzunehmen, oder auszuschlagen. Die Annahme der Geschenke

von Mutter und Tochter ist so gut, als eine Eheversprechung. Doch wird die Hochzeit nicht eher, als einen Monath nachher, gefeyert. Während dieser Zeit erscheint die Braut niemals öffentlich, als roth bemalt, damit ein jeder erfahre, daß derjenige, mit dem man sie inskünftige wird zusammen wohnen sehen, ihr Ehemann sey. Wenn dieser Brauch vernachläßigt würde; so wäre die Ehe ungültig und gesezwidrig, und die Verwandten des Mädgens würden ein Recht erhalten, sie mit dem Tode zu strafen. Nach dem Ablaufe des Monats läßt die Braut die rothe Farbe, womit sie sich vorher beschmiert hatte, verschwinden; und die Hochzeit wird unter Tänzen und ländlichen Gesängen gefeyert.

Eine auf diese Art vollzogene Ehe ist eine unauflösliche Verbindung. Nur wenige einzelne Fälle sind durchs Gesez ausgenommen, in welchen ein Mann sich von seiner Frau scheiden kann, z. B. wenn eine Prinzeßinn ihn zu ihrem Gemahl wählt. Die eheliche Treue ist unter diesen Völkern vorzüglich heilig, und Ehebruch wird daher unter die größten Verbrechen gerechnet. Die Weiber glauben allgemein, daß im Fall einer begangenen Untreue die größten Unglücksfälle sie treffen würden, wenn sie sie nicht durch ein aufrichtiges Bekenntniß

ihres

ihres Fehltritts vor ihren Männern abzuwenden, und Vergebung des ihnen zugefügten Unrechts zu erhalten suchten. Es giebt noch andere Fehler, die die Frauen ihren Männern gestehen zu müssen glauben; und man kann diese freywillige Anklage als einen religiösen Gebrauch ansehen. Der Mann macht niemals Schwierigkeiten, seiner Frau die begangenen Fehler zu vergeben; allein wenn sie ihm einen Mitschuldigen nennt, so kann er ihn gerichtlich belangen; und dieses unterläßt er selten, besonders wenn er sein Ehebett befleckt haben sollte. Bey der Anklage des Ehebruchs verlangt der Richter keinen andern Beweis, als die Angabe des Mannes, unterstüzt durch das Geständniß seiner Frau, weil er voraussezt, daß ein Geständniß, was sie selbst mit Schande überhäuft, nur die Stimme des Gewissens seyn kann. Die Frau kommt vor dem Richter, wie bey ihrem Manne, mit der bloßen Strafe der Reue und Schaam durch; allein der Verführer wird durch das Gesez dem beleidigten Theile überliefert, und er wird sein Sklave, wenn er nicht reich genug ist, sich loszukaufen. Solche Sklaven werden, wie man leicht denken kann, von ihren Herren nicht sehr geschont.

Eine Prinzeßinn hat das doppelte Recht, aus dem Volke einen Gemahl zu wählen, welchen sie

will,

will, und ihn zu zwingen, keine andere Frau neben ihr zu haben. Weil diese lezte Bedingung den Prinzen zu hart scheint; so giebt es unter ihnen selten welche, die Lust hätten, Prinzeßinnen zu heirathen. Selbst gemeine Leute fürchten sich vor einer Verbindung mit ihnen; allein wenn sie ihnen angeboten wird, so müssen sie sie bey Strafe des Verlusts ihrer Güter und Freyheit annehmen; und gewöhnlich sind diejenigen, die die Prinzeßinnen aussuchen, die reichsten im Lande. Sie haben ferner vor den Weibern des gemeinen Mannes die Freyheit, sich von einem Manne, der ihnen nicht gefällt, zu scheiden, und einen andern zu wählen. Es scheint auch nicht, als wenn sie von der Ehescheidung einen andern Grund, als ihren Willen, anzugeben nöthig hätten. Ein solcher verabschiedeter Mann aber muß, bevor er sich wieder verheirathen, oder seine erste Frau, wenn er eine solche hatte, wieder nehmen kann, die Erlaubniß dazu sich vom Könige ausbitten, der in solchen Fällen keine Schwierigkeiten zu machen pflegt.

Das kleine Königreich N'Goio giebt seine Abhängigkeit von Loango dadurch zu erkennen, daß es dem Könige eine Prinzeßinn vom Geblüt schenkt, die zwar die erste seiner Gemahlinnen wird, aber

sonst keins von den Rechten der übrigen Prinzessinnen erhält.

Derjenige, den eine Prinzeßinn zu ihrem Gemahl auserkohren hat, fängt damit an, sich den Leib mit Palmenöl zu beschmieren, und mit rother Farbe zu mahlen. Diese sind nämlich die ersten Verrichtungen einer monatlichen Einsamkeit, während welcher er keinen Fuß aus seiner Wohnung sezt. In dieser ganzen Zeit lebt er von den gemeinsten Speisen, und trinkt nichts, als Wasser. Nach der Verfliessung des Monats wäscht er seinen ganzen Leib, und heirathet die Prinzeßinn mit vielem Gepränge. Der Tag der Hochzeit ist der Sterbetag seiner Freyheit. Der Gemahl einer Prinzeßinn nämlich ist weniger ihr Gemahl, als ihr Sclave und Gefangener. Er macht sich bey der Heirath verbindlich, so lange er mit ihr zusammen wohnen wird, keine andere Frauensperson nur anzusehen. Er darf niemals als unter einer starken Begleitung ausgehen, wovon ein Theil voraus eilt, um alle Weiber, die ihm aufstoßen könnten, zu entfernen. Wenn, dieser Vorsicht ungeachtet, sich eine Frauensperson auf seinem Wege fände, und das Unglück hätte, nur von ihm angesehen zu werden; so kann die Prinzeßinn auf die Zeugnisse ihrer Spionen ihr den Kopf abschla-

gen

gen lassen: und gewöhnlich üben sie dieses schreckliche Recht aus. Solche Vorrechte, mit so vieler Gewalt verbunden, verführen Prinzeßinnen oft zu den äußersten Unordnungen; und man fürchtet sich daher vor nichts so sehr, als vor ihrem Zorn. Die Grausamkeit scheint ihnen natürlich zu seyn, und man sollte glauben, daß sie sich an allem, was ihnen nahe kommt, für die Sklaverey rächen wollten, worinn das übrige weibliche Geschlecht in diesen Gegenden lebt.

Der Zustand und die Situation der übrigen Weiber macht mit den Vorzügen der Prinzeßinnen den auffallendsten Absaz. Wenn diese ihre Männer als unumschränkte Beherscherinnen behandeln; so sind jene in Rücksicht auf die ihrigen in einer Abhängigkeit, die einer Dienstbarkeit nahe kommt. Wenn sie nämlich mit ihren Männern sprechen, so müssen sie es beständig knieend thun. Sie allein sind mit dem Feldbau und allen übrigen häuslichen Arbeiten belastet, und ihnen liegt es auf, für ihren eigenen Unterhalt und für den Unterhalt ihrer Männer und Kinder zu sorgen.

Wenn ein Mann mehrere Weiber hat, so bereitet eine jede nach der Reihe ihm sein Essen zu,

und hält es für eine Ehre, wenn sie ihn während der Mahlzeit bedienen, und die Reste davon aus seinen Händen für sich und ihre Kinder erhalten kann. Der Ehemann läßt sich mit keiner seiner Frauen bis zur Vertraulichkeit herab, um keine Eifersucht unter ihnen zu erregen. Er wohnt beständig allein in seiner Hütte, und eine jede der Weiber in der ihrigen mit ihren Kindern. Diese Absonderung hindert doch nicht, daß nicht dann und wann Streitigkeiten unter ihnen entstehen sollten, die der Mann gerichtlich zu schlichten das Recht hat. Nach erhaltener Anklage läßt er die beyden Widersacherinnen vor sich erscheinen; eine jede trägt ihre Sache knieend vor, während, daß er mit untergeschlagenen Füßen auf der Erde sizt. Nachdem er beyde angehört hat; thut er den Ausspruch, und sogleich entfernen sie sich mit dem tiefsten Stillschweigen, und der vollkommensten Ergebenheit in sein Urtheil. Es scheint, als wenn diejenigen, die mehrere Weiber haben, doch einigen Unterschied unter ihnen machten, und Ehefrauen vom ersten und zweyten Range hätten. In der lezten Klasse sind welche, die wirkliche Sklavinnen sind. Das Schicksal der Gemahlinnen der Prinzen ist sehr von dem der Prinzessinnen verschieden; sie sind im geringsten nicht von

den

den häuslichen Arbeiten befreyt, und man sieht sie oft, wie andere von ihrem Geschlechte, mit dem Feldbau beschäftigt.

Gewöhnlich nimmt es der Mann auf sich, seinem Weibe Kleider anzuschaffen, und ihre Hütte in gutem Stande zu erhalten: überdem geht er auch auf die Jagd und den Fischfang. Wenn diejenigen, welche mehrere Weiber haben, viel Wild oder eine große Menge von Fischen erhalten haben; so theilen sie den ganzen Vorrath unter allen, und zwar nach dem sorgfältig beobachteten Verhältnisse ihrer Kinder, aus. Reicht aber das, was sie gefangen haben, nicht für alle zu, so geben sie es allein derjenigen, die an demselben Tage die Küche besorgt.

Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten hat in diesen Ländern nicht Statt; sie würde bey der Polygamie mit zu vielen Unbequemlichkeiten verbunden seyn. In Todesfällen erben Kinder nicht von ihrem Vater, sondern allein von der Mutter. Die Güter des Vaters fallen nach seinem Tode an seinen leiblichen Bruder zurück, wenn er einen hat, oder, in Ermangelung dessen, an seine älteste leibliche Schwester, oder endlich an den ältesten Sohn des nächsten Anverwandten von mütterlicher Seite.

Die

Die Erbschaften bey den Armen, oder dem größten Theile des Volkes, bestehen in einer Hütte, einer Flinte, einem Säbel, und in einigen hölzernen oder irrdenen Gefäßen: oft aber sind sie noch unbeträchtlicher. Die Nachlassenschaft der Reichen aber, der Prinzen und Könige bestehen in Sklaven, Baumwollenen Zeugen, Silbergeschirr, Corallen, Säbeln, Flinten und andern europäischen Sachen. Weil der König der Eigenthumsherr des ganzen Königreichs ist, so fallen die Ländereyen und Herrschaften, die die Großen von ihm als Gouvernements besizen, nicht an ihre Erben, sondern an den König zurück, wo jene nicht durch Geschenke an ihn und seine Lieblinge sich den Vorzug vor andern erkaufen.

Zehntes Kapitel.

Von der Erziehung der Kinder.

Die Weiber bekümmern sich nicht sonderlich um die Erziehung ihrer Kinder. Sie begnügen sich damit, ihnen eine gewisse Furcht vor der Gottheit einzuflößen, von der sie selbst die gröbsten Vorstellungen haben. Sie gewöhnen sie mehr durch ihr Beyspiel, als durch ihre Lehren, ihre abergläubischen Gebräuche für heilig zu halten, hingegen

Lügen,

Lügen, Diebstahl und Meyneyd zu fliehen. Sie empfehlen ihnen gleichfalls Ehrfurcht gegen ihre Gangas oder Priester, und gegen alte Personen. Dergleichen Lehren geben sie ihnen bey Gelegenheit; öffentliche Schulen für Religion und Wissenschaften giebt es gar nicht, und es sind auch nur wenige Handwerke, wozu sie ihre Kinder anhalten könnten; die Töchter sind eben so arbeitsam, als ihre Mütter, sind ihnen stets zur Seite, und theilen mit ihnen die sauersten Arbeiten des Feldes und der Haushaltung. Sie suchen Holz in den Wäldern, oder holen Wasser aus den Strömen, die oft Viertelmeilen weit entfernet sind. Die jungen Knaben hingegen nehmen keinen Theil an den Arbeiten, unter welchen ihre Schwestern erliegen. Kaum erreichen sie ein Alter, in welchem sie sich erkennen können, so nehmen sie schon gegen ihre Schwestern eben den heroischen Ton an, in welchen ihre Väter mit den Müttern reden. Ein Mißionar hörte es, daß eine Mutter ihrem Sohn einen kleinen Auftrag gab, und daß der Junge, der ohngefähr acht Jahre alt war, ihr antwortete: Denk daran, daß ich ein Knabe bin.

Während, daß die Mutter mit ihren Töchtern arbeitet, belustigen sich die Söhne mit andern Knaben von ihrem Alter. Sie spielen wenig: oft

suchen sie Zuckerrohr, Ananas, oder andere eßbare Früchte; allein ihre liebste und fast einzige Beschäftigung ist diese: junge Vögel aus den Nestern zu nehmen, von denen sie auch sehr viele von den schönsten Farben finden. Sie fangen auch welche in Fallen und Nezen, und brauchen alsdann Ameiseyer als Lockspeisen.

Wenn sie ein Alter von funfzehn oder sechszehn Jahren erreicht haben; so beschäftigen sie sich lieber mit dem Fischfange, oder sie gehen auf die Jagd, wenn sie sich ein Gewehr anschaffen können. Einige machen Makuten, welche kleine Stücke von Cattun sind, die als Münze im Lande gelten.

Eilftes Kapitel.

Von ihren Künsten und Handwerkern.

Diese Völker haben nicht die geringste Kenntniß von der Schrift oder andern Zeichen, die ihren Plaz vertreten könnten. Ihre einzigen Denkmäler sind Ueberlieferungen. Die Künste sind bey ihnen noch in der Kindheit; sie üben nur diejenigen, die zum Leben nothwendig sind, und auch diese auf eine sehr unvollkommne Art aus.

Ihre Aerzte werden als wichtige und unentbehrliche Leute verehrt; ihre Kunst macht einen

Theil

Theil der Religion aus. Sie werden Ganga's genannt, welches Priester bedeutet. Wenn sie zu einem Kranken kommen, so fragen sie nach dem Size des Uebels, und fangen an, auf den leidenden Theil zu blasen; nachher machen sie Umschläge, und umwinden die Glieder an verschiedenen Stellen mit kleinen Bändern: lauter Vorbereitungen, die bey einer jeden Krankheit üblich sind. Sie brauchen weder Aderlässe, noch Arzneymittel; einige wenige Fälle ausgenommen, in welchen sie sich einfacher Kräuter, aber nur äusserlich, bedienen. Die Kräfte und Wirkungen derselben haben die Mißionarien nicht erfahren können. Die Aerzte kauen aber alles heraus, was besonders auf äußere Schäden noch einige heilsame Wirkungen haben könnte. Ausser diesen haben sie noch ein anderes, ihrer Meynung nach, vortrefliches Mittel, welches sie aber nur bey Personen gebrauchen, die es bezahlen können. Wenn sie nämlich zu einem reichen Kranken gerufen werden, so versammlen sie aus der ganzen Gegend alle Musikanten, so viel sie deren nur auftreiben können, und gehen ganz in der Stille in die Wohnung des Patienten. Beym ersten Zeichen sezt sich der ganze Haufe in Bewegung, von welchen einige mit Sayten-Instrumenten versehen sind, andere auf hohle

und

und mit Fellen überzogene Stämme schlagen, und noch andere sich auf Trompeten oder kleinen Trommeln üben. Sie vereinigen alle ihre Stimmen mit dem Geräusche der Instrumente, und machen um das Bett des Kranken einen fürchterlichen Lermen, der oft mehrere Tage und Nächte anhält. Das Mittel würde für einen Europäer schlimmer als das Uebel selbst seyn; allein diese Musik, die den Negern gefällt, wenn sie gesund sind, muß im Zustande der Krankheit keinen unangenehmern Eindruck auf sie machen, als in uns ein vortrefliches Koncert hervorbringen würde: und in diesem Fall ist das Mittel so heftig nicht, als man anfangs denken sollte. Dem mag aber seyn, wie ihm will; genug wenn der Zustand des Kranken sich zu verschlimmern scheint, so bemühen sie sich, aus ihren Instrumenten die schneidendsten Töne zu ziehen, und lassen die ganze Nachbarschaft von ihrem Geschrey erschallen, als wenn sie den Tod erschrecken, oder in die Flucht jagen wollten. Wenn sie, wie es sich oft zuträgt, nichts ausrichten; so trösten sie sich mit den Gedanken, daß sie das Ihrige gethan, und die Verwandten des Verstorbenen sich nichts vorzuwerfen haben. Während der Zeit, daß das Chor der Musikanten im Hause des Kranken ist, geben die Aerzte ihm häufige Besuche,

reichen ihm zu bestimmten Stunden gewisse Mittel, oder blasen ihn wenigstens und seine Krankheit an.

Die gemeinsten Krankheiten in diesen Ländern sind Fieber, Blattern, Masern, und lähmende Gicht. Diese leztere wird die Königs-Krankheit genannt, und die Negern sehen sie als die Strafe irgend eines Verbrechens gegen den Monarchen an. Der Gelähmte wird aber doch nicht gerichtlich belangt, weil man voraus sezt, daß der Himmel, der ihn des Gebrauchs einiger seiner Glieder beraubte, ihn schon genug für den Grad der Bosheit gestraft hat, der in seiner schlimmen Absicht lag; unterdessen wird er als ein schlechter Bürger angesehen.

Die Aerzte schreiben den Kranken niemals eine gewisse Diät vor; sie lassen ihnen alles zu essen und zu trinken geben, was sie verlangen, ohne auf die Beschaffenheit und Menge zu sehen. Wenn sie aber nichts verlangen; so lassen sie ihnen auch nichts anbieten. Diese Methode hat ihre Unbequemlichkeiten; sie kann aber auch ihre Vortheile haben. Wenn der Kranke geheilt, oder auch gestorben ist; so sammlen die Verwandten in ihrem Orte zum Besten des Arztes, der gebraucht worden ist. Wenn die Sammler zu den Mißio-

narien

narien kamen; so baten sie gewöhnlich um Brandtewein, und versicherten, daß dieser ihren Aerzten das angenehmste Geschenk wäre.

Weil die meisten unsrer Krankheiten durch Ausschweifungen im Essen und Trinken erzeugt werden; so sind die Negern, die ein sehr mäßiges Leben führen, sehr selten krank, und erreichen größtentheils das höchste Alter. Der jezige König von Kakongo, Pukuta, ist hundert und sechs und zwanzig Jahre alt, ohne jemals krank gewesen zu seyn. Nur im März des verflossenen Jahres fing er zuerst an, die Schwachheiten des Alters in der Abnahme seines Gesichts und der Stärke seiner Beine zu fühlen. Seines Kopfs aber ist er noch ganz mächtig, und er verwendet gewöhnlich jeden Tag fünf bis sechs Stunden, um seinen Unterthanen Recht zu sprechen. Seine Tante, Ma-mteva, ist fast eben so alt, und befindet sich eben so wohl.

Wenn die Negern einen kleinen Anfall von Unpäßlichkeit fühlen, so machen sie ein Decokt von Pfaffenröhrgen. Sind die Krankheiten nicht so heftig, daß sie sich deswegen zu Hause halten müssen; so gehen sie selbst zu ihren Aerzten, die ihnen einige abergläubische Gebräuche vorschreiben, denen nachher die Heilung, die die Natur bewirkte, allein verdankt wird.

Ungeachtet die Aerzte, wie sich aus dem Vorhergehenden leicht errathen läßt, keine große Hexenmeister sind; so hält sie doch das Volk in den Geheimnissen der Zauberey für sehr erfahren, und sie selbst lehnen den Verdacht geheimer Künste und der Gemeinschaft mit dem bösen Geiste im geringsten nicht von sich ab. Die Söhne der Aerzte folgen allemal ihren Vätern nach.

Die Mißionarien sahen einst einen Neger, dem ein Dorf zugehörte, den aber weder die Musik, und das Blasen der Aerzte, noch ihre äussern Mittel und Beschwörungen hatten heilen können. Seine Krankheit war mit sonderbaren Zufällen begleitet; in dem Augenblicke nämlich, wo sie ihn anwandelte, es mochte bey Tage oder des Nachts seyn, rannte er aus seiner Hütte, lief in den Wäldern und Gefilden umher, und heulte wie ein Besessener. Seine Augen waren hohl und entzündet, aus seinem Munde trat weißer Schaum hervor, und wenn er stille stand, wurde er von den heftigsten Zuckungen ergriffen. Ungeachtet er in diesem schrecklichen Zustande keinem Menschen Leid zufügte; so flohen ihn doch die Einwohner des Dorfs mehr, als das wildeste Thier. Wenn diese Anfälle von Raserey vorüber waren; so schien und redete er vernünftig. Die Mißiona-

rien aber konnten weiter nichts aus ihm herausbringen, (und bey diesem Bekenntnisse blieb er beständig) als daß er von einem großen Gespenste beunruhigt würde, dessen Anblick ihn allemal so sehr ausser sich seze, daß er selbst nicht mehr wisse, was er sey, und was er thue. Die Mißionarien konnten diesen Menschen in den Anwandlungen seiner Raserey nicht untersuchen, und sie sezten daher voraus, daß seine Krankheit aus einer Unordnung des Gehirns entstanden sey, ungeachtet es auch nicht unmöglich wäre, daß der Teufel, der die Seelen der unglücklichen Bewohner dieser Gegenden besizt, seine Gewalt auch dann und wann über ihre Leiber erstreckte, und daß er, nach einem gerechten Urtheile der Gottheit, schon in diesem Leben anfinge, sie wegen des schändlichen Dienstes zu strafen, womit sie ihn verehrten.

Ich habe anderswo von ihrem Ackerbau geredet; nur die Weiber allein sind es, die ihn treiben. Sie haben kein anderes Werkzeug, als einen zugespizten Spaten, der der Kelle unsrer Maurer nicht unähnlich ist. Diejenigen Schriftsteller, welche von vielen Winzern in Loango redeten, dachten nicht daran, daß es gar keine Reben in Loango gebe. Die Männer würden, nach einem allgemeinen Vorurtheil, das sich wahrscheinlich

lich allein auf ihre Trägheit gründet, glauben, sich selbst zu erniedrigen, wenn sie auf dem Felde arbeiteten. Sie halten nur angenehmere und weniger ermüdende Beschäftigungen für ehrenvoll und anständig; fast alle sind Jäger und Fischer. Viele sind auch Zimmerleute, wenn man diejenigen so nennen kann, die Hütten von der beschriebenen Art verfertigen. Man sieht unter ihnen noch Schmiede, Töpfer, Weber und Salzmacher.

Die Schmiede erhalten ihr Eisen aus Europa. Sie brauchen, um es glühend zu machen, Holzkohlen, und schlagen es auf Amboßen von Holz, das härter als Stein ist. Unterdessen finden sich einige kleine eiserne Amboße in den Schmieden des Königs von Kakongo. Die Meister sind sehr langsam und ungeschickt; sie machen nur kleine Sachen. Ihre Hämmer sind sehr klein, und ihre Blasbälge von einer ziemlich künstlichen Erfindung.

Die Töpfer machen allerhand Arten von irrdenen Gefäßen, die sie mitten in einem großen Feuer backen. Sie machen sie fast so gut, als in Europa, ungeachtet ihnen unsere Werkzeuge fehlen. Sie verfertigen auch Tabackspfeifen, deren Absaz den wichtigsten Zweig ihres kleinen Gewerbes ausmacht.

Die Weber machen ihre Zeuge aus einem Kraute, was auf den Feldern ohne alle Cultur wächst, und gar nicht zubereitet werden darf, um verarbeitet zu werden. Die Länge des Krauts, die ohngefähr zwey Fuß beträgt, ist auch die Länge des Zeuges; man macht es aber etwas weniger breit, als es lang ist. Dieses Leinwand ist gewebt, wie das unsrige; sie machen es aber auf den Knien, ohne Weberstuhl und Weberschiff, und haben Geduld genug, den Einschlag zwischen einem jeden Faden mit den Fingern so einzuschieben, wie unsere Korbmacher bey der Verfertigung ihrer Hürden verfahren. Ungeachtet sie so geschwind arbeiten, daß man den Bewegungen ihrer Finger mit den Augen kaum folgen kann; so bringen sie doch nicht viel zu Stande. Die besten Arbeiter machen nicht mehr, als eine Elle, in acht Tagen.

Ihre kleine Stücke daran, die die Franzosen Makuten nennen, dienen als kleine Münze in diesen Gegenden. Die Kaufleute dürfen sie gegen die Waaren, die sie zu Markte bringen, nicht ausschlagen. Ausser dem gewöhnlichen Leinwande machen die Negern noch kleine Säcke, Müzen, und andere Arbeiten, wovon einige selbst in Europa wegen ihrer Feinheit und Mannigfaltigkeit bewundert werden würden. Man findet noch

einen Baum, dessen zweyte Rinde wahrer Leinwand ist, so stark und biegsam, als der unsrige. Die Negern machen daher Kleidungsstücke daraus.

Die meisten Bauren in den Dörfern, die nicht weit vom Meere liegen, sind Salzmacher. Ihre ganze Kunst besteht darinn, das Seewasser über einem großen Feuer verdunsten zu lassen, welches das Salz auf dem Boden der Gefäße, die zu diesem Gebrauche bestimmt sind, niedersezt.

Zwölftes Kapitel.

Von ihrer Art, sich zu kleiden, und einigen sonderbaren Gebräuchen.

Diese Völker haben gar kein Kleidungsstück, was die Stelle unsrer Hemden vertreten könnte. Sie sind in allen Jahrszeiten bis an den Nabel entblöst, und haben beständig unbedeckte Beine und Füße. Ihre ganze Kleidung besteht in einer kleinen Schürze, die die Franzosen pugne nennen, und die denen sehr ähnlich ist, welche unsere Brauer- und Beckerknechte tragen. Diese Schürze geht ihnen bis an die Hälfte des Beins; einige lassen einen langen Schweif daran. Die Armen machen es aus innländischem Leinen; die Reichen aber entwe-

der aus Kattun, oder andern leichten Europäischen Zeugen. Es hat oben eine breite Einfassung, oder einen Gürtel, welcher entweder von blauem oder rothem Europäischen Tuche ist. Die meisten haben nur ein einziges Kleidungsstück, das sie Tag und Nacht tragen, bis es entweder zu sehr abgenuzt, oder zu unreinlich ist: denn ans Auswaschen denken sie gar nicht. Am meisten sind sie uns darinn entgegengesezt, daß die Männer ihren Kopf stets bedeckt, die Weiber hingegen entblöst tragen, daß jene ihr Haar abscheeren, und diese es wachsen lassen. Die Köpfe dererjenigen, die auf Artigkeit Anspruch machen, gleichen Blumen-Gärten; man sieht Gänge und Figuren von allerley Art mit vieler Kunst darauf gezeichnet. Diesen Unterschied ausgenommen, sind die Weiber, wie die Männer, gekleidet; und der Verfasser der allgemeinen Geschichte von Asien, Afrika und Amerika war übel unterrichtet, wenn er im zwölften Bande seines Werks sagt, daß die Röcke der Weiber keine Einfassung oder keinen Gurt hätten, wie der Männer ihre. Man bemerkt unterdessen in den Weibern mehr Hang zu glänzendem Schmuck, als in den Männern, und sie tragen daher an Festtägen, in Ermangelung von edelen Steinen, Rassaden, oder gefärbte Glasstückgen, aus welchen man in Europa

Rosen-

Rosenkränze macht. Die Negern brauchen sie zu Arm- und Halsbändern, ja sie winden sie sogar um die Knie. Einige Männer beneiden den Weibern diese glänzenden Zierrathen; und sie machen also statt Hals- und Armbänder eine Art von Umgehänge daraus.

Männer, Weiber, und selbst Kinder, tragen an ihrem Gurt ein langes Messer in einer Scheide. Dies Messer, was sie immer sehr scharf erhalten, brauchen sie, um den Bart damit zu scheeren, und das Haupthaar abzuschneiden.

Ein neuerer Geschichtschreiber, der von den Gebräuchen des Landes nicht gut unterrichtet war, sagt, daß die Einwohner ihre Bettstellen aus Palmholze machten. Wenn sie überhaupt Bettstellen brauchten, so würden sie in den Wäldern viele Bäume finden, die den Palmen vorzuziehen wären; allein das Bette ist bey den Armen eine bloße Matte, und bey den Reichen eine Europäische Tapete, auf welchen beyden sie sehr gut schlafen. Auch die Arbeitsamsten stehen nie vor Sonnenaufgang auf; die meisten schlafen lange nachher. Wenn sie etwas unter Händen haben, so arbeiten sie gewöhnlich vor dem Mittagsessen. Sie speisen nur zweymal: das erstemal um zehn Uhr, und dann erst mit einbrechender Nacht

wieder.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

wieder. Ungeachtet sie sich den Morgen nicht sehr erschöpfen; so ruhen sie doch fast den ganzen Nachmittag: ausgenommen, wenn sie Lust bekommen, auf die Jagd oder den Fischfang zu gehen. Schon oben erinnerte ich, daß ihr gewöhnlichster Zeitvertreib in Gesprächen bestünde. Viele aber belustigen sich mit einem Spiele, was unserm Damen- und Schachspiel nahe kommt. Andere vertreiben sich die Zeit mit einem Händespiel, welches darinn besteht, daß man erstlich verschiedene Theile seines eigenen Körpers auf eine abgemessene Art, bald geschwinder, bald langsamer, mit den Händen schlägt, und dann zur selbigen Zeit sich einander mit den Händen begegnet. Oft versammlen sie sich auf öffentlichen Pläzen unter schattigten Bäumen, um Concerte zu geben. Ein jeder kann mit spielen; sie sind zwar nicht so harmonisch, aber lärmender, als die unsrigen. Sie brauchen dabey allerley Arten von Sayten-Instrumenten, die sie selbst machen: aber auch Trompeten, Pfeiffen und Trommeln begleiten zugleich ihre eigenen Stimmen. Je lärmender solche Concerte sind, desto besser gefallen sie den Negern: Europäer können unmöglich bey der Wirkung so vieler Instrumente und Stimmen sich des Lachens enthalten. Wenn einige von unsern Hautboisten in diese Gegenden

kämen,

kämen, so würden sie neue Orfeuße seyn, und Städte und Dörfer hinter sich herziehen; aber man würde gewiß über die zärtlichsten und rührendsten Arien unsrer Opern lachen.

Ungeachtet der Tanz in heissen Ländern sehr ermüdend ist; so ist er doch sehr gebräuchlich. Dann und wann ist er eine bloße Belustigung: öfterer aber eine gottesdienstliche Handlung. Die Negern tanzen, wenn sie betrübt sind, eben sowol, als wenn sie sich freuen, bey den Beerdigungen ihrer Väter, wie bey ihren Hochzeiten, und der Tanz ist stets mit Gesang begleitet. Der Angesehenste der Gesellschaft, oder der beste Sänger, fängt zuerst an, und die andern singen und tanzen nach, wie die Bauren in Frankreich. Sie haben keine gesezte Lieder: sondern machen sie auf der Stelle, nach der Gelegenheit, die sie dazu veranlaßt.

Die Mißionarien hörten einstens eine Wittwe tanzend ihr eigenes Elend und das Unglück ihrer Kinder beklagen: sie verglich ihren verstorbenen Mann mit dem Dache des Hauses, dessen Einfall bald die Zerstörung des ganzen Hauses nach sich zieht: „Ach, schrie sie in ihrer Sprache, das Dach ist eingefallen, und nun ist das ganze Haus dem Ungestüm des Wetters ausgesezt: es ist darum geschehen; sein Einsturz ist unvermeidlich.„

So sehr die Negern in ihren Concerten sich von der Natur entfernen; so viel Empfindung und Ausdruck ist in ihren Gesängen und bäurischen Tänzen. Sie mögen durch Schmerz oder Freude hervorgebracht werden; so sind sie allemal ein treuer Ausdruck der Natur. Man kann unmöglich ungerührt bleiben, wenn man von beyden Zeuge ist. An einem Tage, als zween Mißionarien durch ein Dorf kamen, gab man einer Mutter die Nachricht, daß Räuber ihren Sohn entführt, und als einen Sklaven an Europäer verkauft hätten. Diese Frau kam auf einmal ganz wild aus ihrer Hütte hervor, nahm ihre Tochter bey der Hand, und besang tanzend ihr Unglück in den erweichendsten Tönen. Bald verfluchte sie den Tag, an welchem sie Mutter geworden wäre, bald rief sie ihrem Sohn, und verfluchte die Bösewichter, die ihn gestohlen hatten, bald warf sie den Europäern ihren grausamen Geiz vor, der sie antriebe, von einem jeden einen jeden als Sklaven zu kaufen, der ihnen gebracht würde. Getroffen von der Neuheit dieses Auftritts, blieben die Mißionarien eine Zeitlang stehen. Der Gesang dieser trostlosen Mutter, der Strom ihrer Thränen, die schrecklichen Bewegungen und Zückungen, von denen sie herumgetrieben wurde, die Wildheit ihres Tanzes

selbst,

selbst, alles drückte das tiefste Gefühl des mütterlichen Schmerzes so stark aus, daß die Mißionarien selbst von der tiefsten Wehmuth durchdrungen wurden, und sich weinend von dieser Jammer-Scene entfernten.

Die Weiber haben, wie die Männer, ihre Versammlungen, worinn sie tanzen, und sich sonst belustigen; aber doch nur an Festtagen, oder wenn sie Feld- und häusliche Arbeiten verrichtet haben. Sie mischen sich niemals in die Gesellschaften der Männer: die Frau selbst tanzt nicht mit ihrem Mann, und die Schwester nicht mit dem Bruder. Sie arbeiten nur drey Tage hinter einander; der vierte ist Ruhetag, an dem sie keine Arbeiten auf dem Felde vornehmen dürfen. Die Männer, die fast immer ruhen, arbeiten an diesem Tage noch weniger. Die Mißionarien haben niemals einige Nachrichten über den Ursprung dieser Periode von drey Tagen, die gleichsam ihre Woche ist, von den Negern erhalten können. Sie kennen weder Jahre, noch Monathe; wenn sie, was sehr selten ist, die Zeit berechnen, so geschieht es nach Monden und Jahrszeiten. Wenn man es ihnen also beybringen will, daß unser Heiland sich im drey und dreyßigsten Jahre seines Lebens für uns alle

dahin

dahin gegeben habe, so sagt man ihnen, daß er sechs und sechszig Jahrszeiten alt war.

Man hat sich darüber gewundert, daß Menschen, die nichts, nicht einmal ihr Alter, berechnen und zählen, daß diese, wie wir, den Gebrauch der allergrößten Zahlen haben. Sie fangen, gleich uns, an zu zählen, ein, zwey, drey, bis an zehn: anstatt zehn sagen sie zehner, und fahren dann fort: zehner eins, zehner zwey, u. s. w. bis zwanzig. Dann sagen sie zwey zehner und eins u. s. w. und zählen so fort, bis zu neun zehner und neun: dann sezen sie statt zehn zehner hundert, und fangen wieder von neuem an. Wenn sie an zehn hunderte sind; so brauchen sie ein Wort, das unserm tausend entspricht, und gehen so bis zu Millionen und tausend Millionen fort. Die Zahlen machen oft den Gegenstand der Gespräche der Aufgeklärten des Volks aus.

Beym Einbruche der Nacht speisen die Negern gewöhnlich zum zweytenmal, und nicht kostbarer, als das erstemal. Des Abends zünden sie Fackeln an, die so groß sind, als die, welche unsere Bedienten hinter den Carossen tragen. Sie machen sie aus einem wohlriechenden Harze, das aus einem innländischen Baume häufig hervorquillt, und von ihnen in Stangen geknätet wird. Anstatt den

Tocht

Tocht durch die Fackel zu ziehen, stecken sie die Fackel in den Tocht: sie umwickeln sie nämlich mit Werk und kleinen Spangen von trockenem Holze. Diese Fackeln geben einen gelinden Rauch, der selbst in einiger Entfernung einen angenehmen Geruch verbreitet. Ungeachtet die Nächte niemals kalt sind; so zünden sie doch des Abends Feuer an, um die Luft zu reinigen, die durch die beständigen Ausdünstungen der Erde dick und ungesund wird. Ihr Heerd ist, wenn kein Regen fällt, die Mitte des Vorplazes ihrer Häuser, wo sie des Abends auch zu essen pflegen. Gleich nach der Abend-Mahlzeit gehen sie in ihre Hütten, und legen sich schlafen, wenn nicht der Besuch eines Nachbars, oder die Pflicht, einem Todtentanz beywohnen zu müssen, sie davon zurück hält. Der lezte Fall ist sehr häufig, weil sie, wie ich nachher zeigen werde, verbunden sind, für ihre nahe Anverwandten mehrere Monathe, und so verhältnißmäßig für entferntere, oder auch für Freunde, zu tanzen. Bey solchen Gelegenheiten wachen sie einen großen Theil der Nacht durch, und schlafen am Tage wieder aus.

Dreyzehntes Kapitel.

Von ihrer Regierungs-Verfassung.

Die Regierungsform dieser Völker ist durchaus despotisch. Sie sagen selbst, daß ihre Güter und ihr Leben ein Eigenthum des Königs sind, daß er mit beyden machen kann, was er will, ja, daß er sie beyder, ohne weitere Umstände, berauben kann, ohne daß sie sich darüber beklagen könnten.

Wenn er gegenwärtig ist, so geben sie ihm Zeichen der Ehrfurcht, die der Anbetung nahe kommen. Die gemeinen Leute sind fest überzeugt, daß seine Gewalt nicht blos in den Gränzen dieser Erde eingeschlossen sey, sondern daß er Ansehen genug habe, um Regen vom Himmel fallen zu lassen. Sie ermangeln daher auch nicht, bey anhaltender Dürre, wenn sie ihrer Erndte wegen besorgt werden, ihm Vorstellungen zu machen, daß, wenn er sich nicht bald seines Königreichs annehme, sie alle vor Hunger sterben, und ausser Stand seyn würden, ihm die gewöhnlichen Geschenke zu machen.

Um auf der einen Seite das Volk zu befriedigen, und auf der andern auch nicht zu viel zu wagen, überträgt er das Geschäft an einen seiner Minister, oder Räthe, und befiehlt ihm, ohnverzüglich so viel Regen auf die Felder fallen zu lassen,

als nöthig ist, sie fruchtbar zu machen. Wenn dieser alsdenn ein Gewölke wahrnimmt, und vermuthet, daß es bald regnen werde; so zeigt er sich dem Volke, als wenn er jezt den Befehl seines Herrn ausrichten wollte, und dann versammlen sich Weiber und Kinder um ihn herum, die alle aus vollem Halse schreyen: gieb uns Regen, gieb uns Regen, den er ihnen auch mit der größten Zuversicht verspricht.

Ungeachtet der König ganz unumschränkt über sein Volk herrscht; so sieht er sich doch oft in der Ausübung seiner Gewalt durch die Prinzen, seine Vasallen, gehindert, die nicht viel weniger mächtig sind, als er selbst. Diese Prinzen erkennen ihre Abhängigkeit so lange, als der König keine Forderungen macht, die ihre Rechte und Vorzüge kränken. Allein sobald man sie von irgend einer Seite einzuschränken wagt, so suchen sie sich seiner Herrschaft mit Gewalt und durch den Weg der Waffen zu entziehen.

Die Sklaven sind nicht diejenigen, die in diesen Ländern am härtesten gehalten werden. Der König sowohl, als die Großen, sind gelinde gegen die ihrigen, weil sie fürchten, daß diese Leute, die durch nichts an ihr Vaterland gefesselt werden, in den Dienst benachbarter Prinzen übergehen

möchten, die eine jede Gelegenheit willig ergreifen, ihre Besizungen zu vermehren, und flüchtige Sklaven unter eben den Bedingungen aufzunehmen, unter welchen sie vorher andern dienten.

Die freyen Negern sind in Ansehung ihrer Lage mehr zu bedauren. Sie müssen dem Könige, verhältnißmäßig nach der Zahl ihrer Sklaven, der Ländereyen, die sie bearbeiten, endlich des Viehs, was sie ziehen, größere oder kleinere Geschenke geben. Glaubt nun der König, daß sie zu wenig gegeben haben, so schickt er ihnen seine Sklaven übern Hals, die ihnen alles nehmen, was sie haben. Gerechte und menschlichgesinnte Könige erlauben sich diese grausamen Erpressungen nicht; aber ihre Minister, die Gouverneurs von den Provinzen, und andere Unterbedienten üben sie oft in ihrem Namen aus. Das arme Volk duldet alles, ohne das erlittene Unrecht dem Könige zu klagen, fest überzeugt, daß der König, da er sie beraubte, weiter nichts that, als sich seines Rechts bediente. Sie trösten sich endlich mit dem Gedanken, daß sie immer noch einige Manioc-Wurzeln finden werden, um ihr Leben zu fristen.

Diese Regierungsart erstickt, wie man leicht denken kann, auch die ersten Keime des Wetteifers; und alle Künste bleiben daher auf der niedrigsten

drigsten Stuffe der Vollkommenheit stehen. Der König selbst, gesezt auch, daß man ihn als den Eigenthumsherrn seines Landes ansähe, noch mehr aber seine Unterthanen, würden dabey gewinnen, wenn sie nach der Entrichtung einer ihren Besizungen angemessenen Taxe sich versprechen könnten, gleich unsern Pächtern, die Früchte von den Arbeiten ihrer Hände im Frieden einzuerndten. Alsdann würden die reichen Felder, die jezt verlassen sind, bald entweder bebaut, oder mit Heerden bedeckt werden. Jezt hingegen begnügen sie sich mit einem kleinen Acker, der ihnen einige unschmackhafte Wurzeln giebt, und deren Anbau sie ihren Weibern überlassen. Sie selbst bringen ihr Leben in Unthätigkeit, und in der Verachtung von Reichthümern hin, die der König, wenn es ihm einfällt, sich zueignen könnte.

Ungeachtet die Könige nicht die schicklichsten Mittel anwenden, die Wohlfarth ihrer Unterthanen zu befördern; so glauben sie doch, daß ihr Interesse sowohl, als ihre Pflicht es erfordere, sie glücklich zu machen, Gerechtigkeit unter ihnen zu handhaben, und Friede unter ihnen zu erhalten. Sie wenden alle Tage einige Stunden darauf, die Streitigkeiten derer zu schlichten, die an ihren Richterstuhl appelliret haben: sie halten gleichfalls

häufige

häufige Rathsversammlungen; aber es ist sehr selten, daß unter denen, die sie dazu ziehen, sich ein wahrer und uneigennüziger Freund des Königs und des Volks findet. Den Ministern liegt es ob, dasjenige ausüben zu lassen, was man im Rath beschlossen hat; allein, weil der König sich ohne alles Mißtrauen auf sie verläßt, so begegnet es oft, daß ein Minister in seinem Namen, aber ohne sein Wissen, Verwüstung über eine ganze Provinz verbreitet, während daß er selbst sich damit beschäftiget, seinen Unterthanen Recht zu sprechen, und Streitigkeiten unter einzelnen Familien zu schlichten.

Die vornehmsten Minister oder Räthe sind, der Ma-ngovo, der Ma-nputu, der Ma-kaka, der M-Fuka, und der Ma-Kinba. Der Ma-ngovo, den die Franzosen Mangove nennen, ist der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der Einführer der Fremden an den Hof. Der Ma-nputu ist ein Gehülfe des erstern, und vertritt seine Stelle, wenn er abwesend ist. Der Ma-kaka ist Kriegs-Minister und oberster Befehlshaber der Kriegsvölker. Er ist es, der in Kriegszeiten die Soldaten versammlet, der die Officiere bestellt, endlich derjenige, der die Truppen mustert und in die Schlacht führt. Der M-Fuka, den die Fran-

zosen Masule nennen, ist der Kommerz-Minister. Er reiset oft an die Seeküsten, wo die Niederlagen der Europäer sind. Sein Amt verpflichtet ihn, sich oft die Bedingungen vorstellen zu lassen, unter welchen die Negern und Europäer ihre Waaren gegen einander austauschen, und ferner darüber zu wachen, daß von beyden Seiten keine Betrügereyen vorgehen. Er ist ferner der oberste Vorsteher der Policey auf den Märkten, und der Zölle oder Abgaben, die alle in den Staaten des Königs handelnde Europäer entrichten müssen. Der Ma-Kinba ist der oberste Aufseher über Gewässer und Wälder, über Fischer und Jäger, und ihm muß man die Fische und das Wildpret überliefern, was man vor den König bestimmt hat. Unter die Minister, rechnet man noch einen Mani-Banza und Mani-bele, deren Geschäfte aber unbekannt sind.

Diese Minister haben keine Bureaux, wie die Europäischen; sie können selbst weder lesen, noch schreiben. Eine kleine Zahl wichtiger Geschäfte ansgenommen, thun sie alle, wie sie ihnen vorkommen, auf der Stelle ab, um sie nicht zu vergessen. Ihre Bediente sind gescheute Sklaven, die sie in die Städte und Provinzen schicken, um andern öffentlichen oder Privatpersonen den Willen des Königs wissen zu lassen.

In allen Provinzen und Städten findet sich ein Gouverneur im Namen des Königs. Die Schulzen oder Vorgesezten der Dörfer sind auch königliche Bediente, die Recht sprechen. Sie sind sehr genau in der Beytreibung der Geschenke, die ein jeder nach dem Verhältnisse seines Vermögens dem Könige machen muß, weil es ihr Amt ist, sie zu empfangen, und nachher an den Hof zu schicken. Oft müssen die Bauren mit ihnen abhandeln, und ihnen noch besondere Geschenke machen, um sich von den Erpressungen loszukaufen, die sie im Namen des Königs ausüben wollen. Wer also zum Beyspiele vier Ziegen hat, giebt die beste dem Vorsteher des Dorfs, und eine andere dem Könige, weil er sonst gezwungen seyn würde, drey oder gar alle vier dem Könige zu überlassen.

Der König allein besezt alle Bedienungen, doch mit Zuziehung seines Raths. Man untersucht gar nicht, wer der würdigste ist, sondern wer am meisten geben will. Die einträglichen Gouvernements fallen gewöhnlich den Verwandten der Ministers, oder den Ministern selbst, zu. Ein solcher Tag, wo der König eine wichtige Stelle vergiebt, ist ein festlicher Tag in der Hauptstadt. Die Provinz, in welcher der Neuerwählte sein Amt bekleiden soll, stellt auch bey seiner Ankunft große Feyer-

lichkeiten

lichkeiten an. Das arme Volk, das, wenn es gedruckt worden ist, immer eine bessere Zukunft hofft, empfängt denjenigen unter Gesang und Tanz, der eben um den höchsten Preis das Recht erkauft hat, die Unterthanen ungestraft und im Namen des Königs zu berauben.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Prinzen und den Rechten der Krone.

Die Krone ist unter diesen Völkern nicht, wie einige Schriftsteller melden, erblich. In jedem Königreiche findet sich eine Familie, oder eine Klasse von Prinzen, die sehr zahlreich sind, aber ihre Abstammung zu wenig kennen, um zu wissen, ob sie gemeinschaftlichen Ursprungs sind, oder nicht? Man darf nur Prinz seyn, um auf die Krone Anspruch machen zu können; und man muß es nothwendig seyn, wenn man einige große von der Krone unmittelbar abhängende Lehne besizen will.

Ausser den Prinzen giebt es in diesen Reichen keinen andern Adel; und dieser Adel theilt sich einzig und allein durch die Mutter mit. Alle Kinder einer Prinzeßinn also sind entweder Prinzen,

oder Prinzeßinnen, wenn sie gleich einen bürgerlichen Vater haben. Hingegen sind alle Kinder eines Prinzen, und selbst des Königs, unadelich, wenn ihre Mutter keine Prinzeßinn war. Dieser lezte Fall tritt fast niemals ein, weil die Prinzeßinnen, wie schon oben bemerkt worden ist, ihren Männern die Nothwendigkeit auflegen können, nur eine einzige Frau zu haben, die Prinzen und Könige hingegen lieber unadeliche Gemahlinnen wählen, als den Rechten der Vielweiberey entsagen.

Nach dem Tode eines jeden Königs ist gewöhnlich ein Interregnum, während welchem man das Leichenbegängniß des Erblaßten feyert, der gewöhnlich erst nach einigen Jahren begraben wird. Unterdessen wird das Reich von einem Regenten regiert, der den Titel Ma-Boman, oder eines Herrn des Schreckens, annimmt. Der König selbst ernennt noch bey seinen Lebzeiten den Ma-Boman. Dem Geseze nach sollte er, um alle Gefahr einer Anarchie zu entfernen, zween ernennen, wovon der zweyte, im Fall, wenn der erstere sterben sollte, die Reichsgeschäfte so lange übernehmen könnte, bis ein neuer König gewählt wäre. Während dieses Interregnums formiren diejenigen, welche sich Hoffnung zur Krone machen, ihre Partheyen, und suchen die wählenden

Personen

Personen sich durch Geschenke und Versprechungen geneigt zu machen. Diese Wählende sind die Prinzen, Minister und der Regent. Der jezige König von Loango ist erst nach einem Interregno von sieben Jahren gewählt worden, und sein Vorgänger, der 1766 starb, ist noch nicht begraben. Dieser Aufschub ist durch einen Streit zwischen den Einwohnern von Loango und Loangilli entstanden, von denen jene behaupten, daß der König in der Hauptstadt begraben werden müsse: diese hingegen glauben, daß ihrer Stadt, die von jeher der Begräbnißort der Könige war, diese Ehre nicht genommen werden könne. Weil aber dieser Zwist nicht beygelegt wurde, und die Zeit, die durch die Geseze zur Bestattung der Könige festgesezt ist, schon vor mehrern Jahren verstrichen war; so glaubte man, daß man zur Wahl eines neuen Nachfolgers schreiten könnte: und es sind ohngefähr vier Jahre, daß er den Thron bestiegen hat.

In gewissen Reichen ernennt der König selbst seinen Nachfolger. Allein nicht alle Beherrscher haben dieses Recht: wenigstens wird es den Königen von Loango und N'Goso streitig gemacht. Die Ernennung des Thronfolgers geschieht alsdenn, wenn der König jemanden in den Besiz eines Lehns sezt, was nur allein der Thronerbe

besizen kann. Dieses Lehn heißt Kaja, und der Prinz, den der König damit belehnt, giebt seine übrigen Ehrentitel auf, um sich Ma-Kaja zu nennen. Von dem Tage an, an welchem der Ma-Kaja von seiner Herrschaft Besiz genommen hat, darf er, bis an den Tod und die Beerdigung des Königs, nicht wieder in die Hauptstadt kommen. Der König schiebt es, so lange er kann, auf, den Ma-Kaja zu ernennen, entweder, um denjenigen nicht zu entfernen, dem er gewogen ist, und die Krone bestimmt hat, oder auch, um sich alle Prinzen desto stärker durch die Hoffnung zu verbinden, womit ein jeder, gewählt zu werden, sich schmeichelt.

Es eräugnet sich daher dann und wann, daß ein König stirbt, ohne seinen Nachfolger ernannt zu haben, weil er sich bey seinem Leben immer nicht entschliessen konnte, sich durch die Wahl eines einzigen alle übrigen zu Feinden zu machen. Nur erst seit wenigen Jahren hat der König von Kakongo, der zum höchsten menschlichen Alter gelangt ist, seinen Nachfolger ernannt.

Ungeachtet nach den Gesezen gewisser Staaten das Recht eines Ma-Kaja zur Krone ganz unstreitig ist; so wird es eben deswegen, weil es nur durch die Wahl eines einzigen Mannes übertragen worden, niemals so sehr geachtet, als das durch

die Geburt erhaltene Recht zur Krone heilig seyn würde. Ein mächtiger Prinz, eifersüchtig auf einen Vorzug, den er mehr zu verdienen glaubte, wiegelt oft einen Theil des Reichs gegen den neuen König auf, und erklärt ihm den Krieg. In Kakongo zweifelt niemand daran, daß nicht dem Ma-Kaja nach dem Tode des jezigen Königs die Krone durch den Prinzen Ma-ubuku werde streitig gemacht werden, welcher Prinz freylich am Range unter jenem steht, aber ihn an Macht übertrifft, und schon jezt nichts unterläßt, um sich die Gunst des Volks zu erwerben.

Man sieht es in diesen Gegenden besser, als anderswo, ein, wie vortheilhaft es für einen Staat sey, daß die oberste Gewalt durch eine unveränderliche Erbfolge sich stets in derselbigen Familie erhalte. Hätten die angeblichen Weisen, die sich in Regierungs- wie in Religionssachen zu Lehrern des menschlichen Geschlechts aufwerfen, hätten diese in jenen Gegenden aus eigener Erfahrung ihre Staatskunst gelernt; so würden sie in ihren Schriften nicht mehr eine Regierungsform anfechten, die für das Glück und die Ruhe der Völker am weisesten eingerichtet ist. Sie würden vielmehr gestehen müssen, daß die Erbfolge mit allen ihren Unbequemlichkeiten unschäzbare Vorzüge vor den

Wahl-

Wahlreichen habe. Wenn in Afrika ein König stirbt, ohne seinen Nachfolger ernannt zu haben; so ist es schon, wie hergebracht, daß man sein Leichenbegängniß durch blutige Schlachten feyert, und das Land selbst zum Schauplaz eines bürgerlichen Krieges macht: man erwartet beydes, und bereitet sich darauf vor. Dieser Fall hat sich noch ganz neulich in dem kleinen Königreiche N'Gojo zugetragen; der Prinz, der zum Könige erwählt worden war, sah sich genöthigt, seine Wahl durch die Waffen gegen den Ma-nbuku dieses Reichs zu behaupten. Weil der leztere sich aber zu schwach fühlte, mit seinen Truppen dem königlichen Heere zu widerstehen; so verband er sich mit dem Grafen von Sogno, einem mächtigen Prinzen, der von Congo abhängt, dessen Staaten aber das Königreich N'Gojo begränzen. Der Graf versammlete hierauf seine Macht, führte sie in Person dem Ma-nbuku zu, der durch diese Verstärkung sich im Stande sah, den Feind, vor dem er vorher geflohen war, aufzusuchen. Die beyden Armeen begegneten einander, und lieferten ein Treffen, worinn die des Königs geschlagen, und der König selbst gefangen genommen wurde. Der Ma-nbuku machte sich gar kein Gewissen daraus, das Verbrechen des Aufruhrs durch ein noch größeres zu

erhöhen, und ließ seinem Könige den Kopf abschlagen. Als er hierauf in dem ruhigen Besize des Königreichs zu seyn glaubte, wollte er die Hülfsvölker seines Bundsgenossen verabschieden. Allein der Graf von Sogno hatte ganz was anders im Sinne. Er nahm gegen den neuen König einen hohen gebieterischen Ton an, und sagte ihm, wie die ganze Welt wisse, daß er unbestrittene Rechte auf das Königreich hätte: daß er ihn, wenn er diese erkennen würde, als seinen Freund behandeln, im entgegengesezten Fall aber sie schon durch die Waffen geltend zu machen wissen würde. Der Krieg gieng darauf von neuem an, und dauerte mehrere Jahre fort, in welchem der Handel der Europäer an den Küsten gänzlich unterbrochen wurde. Er ist jezt geendigt; aber man weiß noch nicht, ob durch einen Friedensschluß, oder durch den Tod eines der beyden Pretendenten.

Funfzehntes Kapitel.

Von den Gesezen und der Verwaltung der Gerechtigkeit.

Alle diese Völker haben nur wenige Geseze, und zwar keine andere, als ungeschriebene. Sie erhalten

halten sich durch Herkommen und Ueberlieferung; und es findet sich daher niemand, der nicht wüßte, welche Verbrechen mit dem Tode bestraft werden, oder den Uebelthäter zu einem Sklaven der beleidigten Person machen. Todtschlag und Vergiftung werden mit dem Tode des Schuldigen, und dem Verluste eines Theils seiner Güter zum Vortheile der Erben des Ermordeten bestraft. Es ist sehr selten, daß ein Neger dem Leben eines andern auf eine ganz öffentliche unverdeckte Art nachstellt; allein die Europäer glauben, vermöge eines alten Vorurtheils, daß viele unter ihnen durch Gift hingerichtet werden; und sie selbst sind so einfältig, ihre Nation solcher Missethaten fähig zu glauben, die mit ihrem Charakter gar nicht übereinstimmen. Sie schreiben nämlich alle plözliche Todesfälle, oder solche, die Folgen heftiger und hiziger Krankheiten sind, nur allein Vergiftungen zu. Die Verwandten der Verstorbenen ziehen ihre Wahrsager und Zauberer zu Rathe, um den Thäter heraus zu bringen; allein man darf nur einige Zeit im Lande gewesen seyn, um sich zu überzeugen, daß sie sich selbst verläumden, und daß ihre ungewissen Vermuthungen von Vergiftungen bey diesen Völkern, wie bey unsern Landsleuten, nichts als Wirkungen

der Unwissenheit und einer aufgebrachten Einbildungskraft sind.

Der Diebstahl wird nicht mit dem Tode bestraft. Wer aber in der Entwendung, auch der geringsten Kleinigkeit, betroffen wird, ist verurtheilt, ein Sklave der bestohlnen Person zu werden, wenn er sich nicht mit ihr abfindet, und einen andern Sklaven, oder den Werth davon ihr ausliefert. Dieselbige Strafe trifft denjenigen, der einen Prinzen, oder Minister, auch nur in Worten beleidigt. Die Mißionarien selbst haben es gesehen, daß ein überzeugter Ehebrecher dem beschimpften Ehemann als Sklave übergeben wurde. Nur die Prinzeßinnen allein haben das Recht, ihre Männer wegen Untreue mit dem Tode bestrafen zu lassen.

Alle Befehle des Königs hängen blos von seiner Willkühr ab, und tragen gewöhnlich Spuren des uneingeschränktesten Despotismus an sich. Es ist ein allgemein aufgenommener Grundsaz der Beherrscher dieser Länder, den sie auch als die Grundsäule ihrer Staatskunst ansehen, daß man den großen Haufen durch Strenge im Zaum halten müsse. Ein jeder König aber wendet diesen Grundsaz nach der Verschiedenheit seiner Denkart, Klugheit und seiner Räthe mit mehr oder weniger

Vorsicht an. Aus einem übel verstandenen Eifer für Ordnung und gute Policey verbieten sie dann und wann Misbräuche, als Todesverbrechen, die durch die Androhung der wichtigsten Strafe gehoben werden könnten. Die Mißionarien wurden nach ihrer Ankunft in Kakongo einige Tage hintereinander durch gewisse Personen gestört, die sich ein Vergnügen daraus machten, um ihre Wohnung herum zu schreyen und zu singen. Sie beklagten sich hierüber beym Könige, der ihnen versprach, dieser Beunruhigung Einhalt zu thun. Sie erstaunten nicht wenig, als sie am folgenden Tage, auf Befehl des Königs, allen denenjenigen Todesstrafe ankündigen hörten, die sich inskünftige unterstehen würden, die Ruhe der Mißionarien zu stören. Das erstemal, als sie dem Könige wieder ihre Aufwartung machten, wurden sie gefragt, ob sie von jemandem wären beunruhiget worden: und er wiederholte ihnen die Versicherung, daß der erste, den sie angeben würden, den Kopf verlieren solle. Sie geben von dieser Gewohnheit, leichte Fehler als schwere Verbrechen zu strafen, den Grund an, daß, je leichter es ist, sich von einer verbotenen Sache zu enthalten, oder eine befohlne zu thun, der Ungehorsam um desto sträflicher sey, und folglich eine desto härtere Strafe verdiene.

Wenn

Wenn der König ein Gesez geben will, so versammlet er seine vornehmsten Räthe und Bedienten, hört ihre Vorschläge an, und erklärt ihnen alsdenn seine Willens-Meynung, die sie sogleich den Gouverneurs der Provinzen kund machen. Die leztern lassen sie durch einen Herold auf den Märkten ausrufen, die in allen Dörfern und Städten ihres Gouvernements gehalten werden, und sind verbunden, nebst den Vorstehern der Städte und Dörfer, über ihre Ausübung zu wachen. In seinem Rath besezt der König gleichfalls erledigte Stellen und Bedienungen, bestimmt den Preis der Lebensmittel, und ordnet alles an, was zum Handlungs- und Policeywesen gehört.

Die Gouverneurs in den Städten und die Vorsteher der Dörfer sind in allen Civil- und Criminalsachen Richter. Sie haben das Recht, zur Sklaverey und zum Tode zu verdammen; allein, ein jeder kann von ihrem Urtheil an den Gouverneur der Provinz, und von diesem zulezt an den König appelliren.

Der Plaz, wo der König Audienz giebt, und Recht spricht, ist eine Art von Halle, worinn er auf einem ausgebreiteten Teppiche sizt, und mehrere Beysizer um sich hat, die er in schweren Fällen zu Rathe zieht. Es finden sich immer bey

einer jeden Audienz viele Negern ein: einige kommen blos aus Neugierde, andere aus Theilnehmung an den Sachen, die abgethan werden sollen. Wenn der König die streitenden Partheyen hören will, so läßt er sie durch seine Bediente vorfordern. In diesen Ländern ist es nämlich gar nicht gewöhnlich, Rechtssachen Procuratoren und Anwälden aufzutragen, ausgenommen im Fall einer Krankheit, da dann der nächste Verwandte die Sache übernimmt. Beyde Partheyen fangen damit an, kleine Geschenke zu machen. Der beleidigte Theil hat das Recht, zuerst, und so lange, als er will, zu reden. Die Weiber tragen, wie die Männer, ihre Sachen vor: die redende Person wird von ihrem Gegenpart niemals unterbrochen: dieser wartet, bis jene ausgeredet hat, und sezt alsdann seine falschen Beschuldigungen und Arglist aus einander. Wenn das Factum streitig ist, aber Zeugen da sind; so befiehlt der König den lezteren, alles zu sagen, was sie wissen. Giebt es aber keine Zeugen, und die Sache ist doch von einiger Wichtigkeit, (wie sie es gewöhnlich alle sind, weswegen man an den König appellirt) so sezt man das Endurtheil bis auf nähere Untersuchung aus. Alsdenn tragen die Minister einigen klugen Negern, die unsern Policey-Spionen ähnlich sind,

auf, die Wahrheit ausfindig zu machen. Diese begeben sich an den Aufenthalt der Partheyen, veranlassen unter denen, die sie antreffen, allerhand Gespräche, und wenden sich oft unter allerley Vorwand an die Partheyen selbst, um sich in ihre Freundschaft einzuschmeicheln, und ihnen ihre Geheimnisse abzulocken. Selten kommen sie ohne diejenige Aufklärung zurück, die nöthig ist, um das lezte Urtheil zu fällen.

Wenn jemand wegen eines Verbrechens angeklagt ist, dessen man ihn nicht überführen kann, so erlaubt man ihm, sich durch den Kassatrank zu rechtfertigen. Diese Kassa wird blos durch das Aufgiessen von gewöhnlichem Wasser auf ein Stück Holz gleiches Namens zubereitet. Dieser Trank ist ein wahres Gift für schwache Mägen, die nicht stark genug sind, ihn auf der Stelle wieder von sich zu geben. Wer die Probe aushält, wird für unschuldig, sein Ankläger hingegen für einen Verläumder erklärt, und als ein solcher gestraft. Wenn der Fehler, dessen man den Schuldigen angeklagt hat, nicht den Tod verdient, so läßt man ihn, wenn er eben in Gefahr ist, zu sterben, ein Gegengift nehmen, welches ein heftiges Erbrechen hervorbringt, und den Sterbenden wieder ins Leben zurück ruft. In diesem Fall aber verurtheilt man

ihn zu der Strafe, die das Gesez für sein Vergehen festgesezt hat.

Die Einwohner dieses Landes haben das stärkste Zutrauen zu dieser Probe. Auch Prinzen und Vornehme lassen dann und wann Kassa nehmen, um diesen oder jenen Verdacht zu bestätigen; allein diese müssen erst die Erlaubniß dazu vom Könige erhalten, welche auch, besonders bey wichtigen Angelegenheiten, gleich bewilliget wird.

Es sind ohngefähr zwey Jahre, daß ein Prinz im Königreiche Kakongo, welcher argwohnte, daß man ihn hätte vergiften wollen, sein ganzes Haus Kassa nehmen ließ. Es starben viele Menschen daran, und unter andern derjenige unter seinen Bedienten, den er selbst am meisten liebte, und der auch für den rechtschaffensten Mann in seinem Dienste gehalten wurde.

Wenn der Angeklagte nicht erscheint, um sich gegen seinen Kläger zu vertheidigen, so läßt der König ihn durch seine Bedienten holen, die zugleich Thürhüter, Gerichtsdiener, Büttel und Häscher sind. Diejenigen, welche sich vor dem Todesurtheil fürchten, suchen, aus dem Reiche zu kommen, und zu einem benachbarten Prinzen zu fliehen, der sie in die Zahl seiner Sklaven aufnimmt.

Es giebt gar keine öffentliche Gefängnisse. Wenn der König es für nöthig findet, die Hinrichtung einiger Verbrecher aufzuschieben, so bindet man ihnen einen hölzernen Kloz an den Hals, der acht bis zehn Fuß lang, und zu schwer ist, als daß er mit den Händen gehalten werden könnte. Sie sind daher auf offenem Felde Gefangene. Unterdessen sieht man doch welche, die, weil sie wegen der Aufhebung des Athemholens nicht vorwärts gehen können, sich rückwärts fortzubewegen suchen. Allein, man läuft ihnen gar nicht nach, weil man wohl weiß, daß sie nicht weit gehen können. Diese herumirrende Gefangenen erhalten keine andere Nahrung, als die man ihnen aus Mitleiden giebt. Keinem fällt es ein, sie zu befreyen, weil die Befreyer, wenn sie entdeckt würden, an die Stelle der Erlösten gesezt werden würden.

Weil es wenige Geseze in diesem Lande giebt, so ist die Rechtswissenschaft, eigentlich zu reden, auch weiter nichts, als die durch Erfahrung erworbene Kenntniß des menschlichen Herzens. Weil ferner Rechtssachen durch die Spizfindigkeiten der Schikane nicht verwirrt werden, so werden die Könige, bey einer mäßigen Anstrengung, und durch die beständige Uebung, Streitigkeiten zu schlichten,

bald

bald in Stand gesezt, mit Weisheit und Gerechtigkeit zu richten. Wenn der König sein Urtheil ausgesprochen hat; so entfernen sich die Partheyen, und zeigen durch äußere Merkmale der Ehrerbietung an, daß sie mit dem erhaltenen Urtheile zufrieden sind.

Die Gouverneurs der Provinzen, Städte und Dörfer, verwalten die Gerechtigkeit eben so, als der König sie verwaltet.

Sechszehntes Kapitel.

Von einigen sonderbaren Gebräuchen und Gewohnheiten der Könige in Kakongo.

Vermöge einer Gewohnheit, deren Veranlassung und Ursprung die Einwohner von Kakongo gleich wenig wissen, und die sie doch als ein Grundgesez ihres Staats ansehen, dürfen die Könige dieses Landes keine Europäische Waaren besizen, oder berühren, nur allein Metalle, Waffen, und Arbeiten in Holz und Elfenbein ausgenommen. Alle Europäer und Negern, die Europäische Zeuge tragen, werden nicht in die Wohnungen der Könige zugelassen. Vermuthlich haben die ersten Gesezgeber

der

der Nation dieses Gesez den Königen aufgelegt, um dem Luxus Einhalt zu thun, und dem Volke in seinen Beherrschern ein Beyspiel zu geben, wie es der Fremden entbehren, und seine Bedürfnisse durch seinen eigenen Fleiß befriedigen könnte. Weil aber das Gesez keinem andern, als dem Könige, vorgeschrieben ist; so ist er auch der einzige, der es beobachtet. Alle seine Unterthanen, und selbst seine Minister tauschen ohne Unterschied alle Europäische Waaren ein, die man ihnen anbietet, und die ihnen gefallen. Sie brauchen Lebensmittel und starke Getränke aus Europa, und alle diejenigen, die mit fremden Zeugen bekleidet sind, dürfen sie nur mit innländischen vertauschen, wenn sie vor den König gelassen seyn wollen.

Dieser Prinz ißt in einem Zimmer, und trinkt in einem andern. Er ißt für sich, und trinkt öffentlich. Sein gewöhnliches Getränk ist Palmwein. Der Saal, in dem er trinkt, ist nur von drey Seiten zugebaut, und sieht einer großen Remise nicht ungleich. Es finden sich immer viele Negern bey dem öffentlichen Trinken des Königs ein, weil sie diese Zeit wählen, um ihre Aufwartung zu machen. Wenn der König erscheint, so hält ein jeder sich in der ehrerbietigsten Stellung; sein Mundschenke reicht ihm in einem innländischen

Gefäße zu trinken, und zu gleicher Zeit läßt ein Ganga, der sein Zauberer, Arzt und Haushofmeister zugleich ist, ein kleines Glöckgen erklingen, und schreyt dabey aus vollem Halse: Tinafua, tinafua, werft euch nieder, oder entfernt euch. Alle Umstehenden werfen sich hierauf, den Ganga allein ausgenommen, mit ihren Gesichtern zur Erde, weil man glaubt, daß der König sterben würde, wenn einer seiner Unterthanen ihn trinken sähe. Wenn der König getrunken hat, so hört der Ganga auf, zu klingeln und zu schreyen; ein jeder erhebt sich wieder mit einem Händeklatschen, und der König sezt alsdann sein Mittagsmahl fort.

Nach einem eben so sonderbaren Gebrauche muß der König bey einer jeden Rechtssache, die er schlichtet, einmal trinken. Dann und wann thut er funfzig in einer Sizung ab, und die angeführte Gewohnheit also würde ihm theuer zu stehen kommen, wenn der Palmwein nicht ein erfrischendes Getränk wäre. Ohne dabey zu trinken, würde sein Ausspruch ungültig seyn. Man beobachtet zugleich alle die Umstände, die bey seiner Mahlzeit gewöhnlich sind. Er hält alle Tage Sizung vom Aufgang der Sonne, das ist, ohngefehr von sechs Uhr an, bis keine Sachen mehr zu entschei-

den sind; selten wird er vor eilf Uhr oder Mittag frey.

Der jezt regierende König ist wegen der Geduld, womit er seine Unterthanen anhört, und wegen der Weisheit seiner Urtheile, allgemein geliebt und geschäzt. Sein Alter von hundert sechs und zwanzig Jahren, welches ihm über alle übrige Richter seines Reichs den Vorzug einer langen Erfahrung giebt, hat die Lebhaftigkeit seines Geistes noch nicht merklich geschwächt.

Wenn der König krank wird, so ist die erste Sorge seiner Aerzte, es in allen Provinzen des Reichs bekannt machen zu lassen; bey dieser Nachricht muß ein jeder, ohne daß man weiß, warum? seinen Hahn tödten. Die Vernünftigern lachen über diesen lächerlichen Aberglauben, und sagen, daß der getödtete Hahn ihnen besser, als dem Könige, bekomme, weil sie ihn äßen. Sie eifern aber weit mehr gegen eine eben so sonderbare, aber schädlichere Gewohnheit, die sie nöthigt, von dem Tage des Todes ihres Königs an, ganze Monathe lang, durchs ganze Königreich, nicht auf dem Felde zu arbeiten, und eben so lange in einer einzelnen Provinz zu feyern, in welcher ein Prinz oder eine Prinzeßinn gestorben ist. Die Mißionarien hörten eines Tags Negern unter einander sagen: wir

müssen

müssen doch wohl rechte Thoren seyn, um uns solchen lächerlichen Gebräuchen zu unterwerfen. Weil der König an einer Krankheit stirbt; sollen deswegen alle seine Unterthanen sich der Gefahr aussezen, Hungers zu sterben? — Unterdessen siegt doch der Gebrauch und Aberglaube noch immerfort über die Vernunft.

Siebenzehntes Kapitel.

Vom Handel.

Der wichtigste Handel dieser Völker ist der mit Sklaven, die sie den Franzosen, Engelländern und Holländern verkaufen, von denen sie in die Amerikanischen Colonien verführt werden. Die Sklaven, die man aus Loango und den benachbarten Reichen zieht, werden für die schwärzesten und stärksten in Afrika gehalten. Sie sind alle von denen, die sie verkaufen, im Kriege gefangen genommen worden. In dem Innern des Landes nämlich finden sich Völker, die mit denen, wovon hier geredet wird, in einer unversöhnlichen Feindschaft leben. Die leztern sagen, daß jene wild und grausam sind, daß sie menschliches Blut trinken, und daß sie diejenigen unter ihnen, die sie gefangen nehmen, verzehren. Sie sind daher mit ihnen

ihnen in einem beständigen Kriege, und behaupten, daß sie noch menschlich mit ihnen verfahren, wenn sie sie den Europäern verkaufen, da sie die Macht hätten, ihnen das Leben zu nehmen. Dieser Krieg, ungeachtet er unaufhörlich fortdauret, stört unterdessen die Ruhe des Königreichs nicht, weil er weit über den Gränzen nur von einigen wenigen geführt wird. Er ist aber mehr eine Jagd, als ein Krieg, worinn aber der Jäger oft Gefahr läuft, die Beute des von ihm verfolgten Wildes zu werden.

Diejenigen, welche Feinde gefangen haben, verkaufen sie entweder an Kaufleute im Lande, oder bringen sie auch an die Seeküste. Es ist ihnen aber nicht erlaubt, sie selbst an die Europäer zu verhandeln, sondern sie müssen sich an gewisse Mäkler wenden, die von dem Commerz-Minister bestellt sind, und mit den Capitainen der Schiffe handeln. Diese Sklaven werden nach ihrem Alter, ihrem Geschlechte, und ihren Kräften geschätzt, und in Europäischen Waaren bezahlt.

Ungeachtet die verschiedenen Königreiche, von denen hier geredet wird, nahe an einander liegen; so ist doch die Art, Waaren und Sklaven zu schätzen, nicht allenthalben dieselbige. An den Küsten von Makinbe und Cabuide, oder in den Königrei-

chen

chen Kakongo und N'Gojo, rechnet man nach sogenannten Waaren (Marchandises), in Loango aber nach Stücken (pieces). Eine Waare nennt man ein Stück Cattun von zehn bis vierzehn Ellen. Ehe die Negern den Kauf schliessen, gehen sie in das Comptoir des Capitains, und zeigen die Stücke von Zeugen an, die sie nehmen wollen; und wer also vier Sklaven, jeden zu funfzehn Waaren, (Marchandises) verkauft hat, erhält hundert und sechszig Stücke von dem gewählten Cattun. In den Königreichen, wo man nach Waaren handelt, ist es gewöhnlich, zu dem Preise eines jeden Sklaven, das, was man Zugabe nennt, hinzuzufügen, und diese besteht gewöhnlich in drey oder vier Flinten und eben so vielen Säbeln; in funfzehn Krügen Branntewein, funfzehn Pfund Canonen-Pulver; und einigen Duzenden von Messern. Wenn man diese Waaren nicht zugiebt, so muß man sie durch andere von gleichem Werthe ersezen.

In Loango rechnet man nach Stücken, nach welchen alle übrigen Waaren geschäzt werden. Wenn man also sagt, daß ein Sklave dreyßig Stücke (pieces) kostet; so heißt es nicht immer soviel, daß dreyßig Stücke Zeug dafür gegeben worden, sondern daß er dreyßigmal so viel kostet, als der eingebildete Werth eines sogenannten Stücks beträgt.

trägt. Ein einziges Stück von wirklichem Zeuge kann daher oft drey dieser eingebildeten Stücke werth seyn, so wie auch oft mehrere wirkliche erfordert werden, um ein einziges eingebildetes auszumachen. Diese verschiedene Art, zu rechnen, macht im Handeln keinen Unterschied; und der Preis von Sklaven ist in allen benachbarten Reichen von Loango ohngefähr derselbige.

Aus folgender Berechnung kann man den wahren Werth eines Stücks bestimmen, und zugleich sehen, was für Waaren man den Negern gegen ihre Sklaven austauscht.

Ich bezahle dem Ma-nbuku für den Sklaven Makula, von zwey und zwanzig Jahren, dreyßig Stücke in folgenden Waaren:

Ein Stück gefärbten Cattuns, werth . . . 2½ Stücke.

Zwey andere Stücke von dunkelblau gefärbtem Cattun, jedes Stück zu 2½ St. . . . 5 —

Ein Chaßelat und Bajuta-peau, (Stücke von Cattun) jedes zu vierzehn Ellen, und angesezt zu . . . 4 —

Ein

Ein Neganopeau von vierzehn Ellen, und ein großes Nicane von 9½ Ellen, (beyde Arten von Cattun) zu	3½	Stücke.
Ein Stück von Schnupftüchern, neun Ellen lang,	1½	—
Eine Baguette, (ohngefähr fünf viertel Elle groben Wollenzeugs)	1	—
Ein Gürtel von rothem Tuche, (eine Elle lang und einen Fuß breit)	1	—
Zwo gemeine Flinten,	2	—
Zwey Fäßgen Canonen-Pulver, (jedes zu fünf Pfund)	2	—
Zwey Säckgen von Kugeln und Hagel, (jeden von drey Pfund)	½	—
Zwey Säbel, jeder ein viertel Stück werth,	½	—
Zwey Duzend Messer mit Scheiden,	½	—
Zwo Stangen Eisen, zehn Pfund schwer,	1	—
Fünf Töpfe von Fayance,	½	—
Vier Fäßer Brannteweín, jedes zu fünf Maaß,	4	—
Zehn Reihen von Glasstückgen, aus denen man Rosenkränze macht,	½	—

Endlich

Endlich dem Mäckler für seine Mühe, den Werth von sechs Stücken, in Flinten, Canonen-Pulver, Säbeln, Brantewein, u. s. w. 6 Stücke.

Summa 36 Stücke.

Ausser dem bestimmten Preise für jeden Sklaven muß der Capitain noch, nach geschlossenem Kaufe, dem Mafuka, und den Mäklern, die ihm am besten bedient haben, und die er sich gerne verbindet, ein Geschenk machen. Dies bestehet in Corallen, Silbergeschirr, Tapeten, und andern mehr oder weniger kostbaren Möblen.

Die Sklaven sind jezt, wenigstens für die Franzosen, viel theurer, als sie ehemals waren. Sie können es nämlich für eine Nation seyn, und für eine andere nicht. Die Franzosen, Holländer und Engländer sezen zwar alle gegen Sklaven Waaren um: allein diese Waaren sind verschieden, und der hohe Preis der Sklaven für ein Volk hängt daher vom Preise ab, den sie auf ihre eigenen Waaren sezt. Dieser Preis aber ist sehr verschieden nach der größeren oder kleineren Einigkeit, die unter den einzelnen Kaufleuten herrscht. Man würde es leicht so weit bringen können, die Sklaven

ven nur nach ihrem wirklichen Werth, oder gar noch darunter, zu bezahlen, wenn es mehr erlaubt wäre, ein Monopolium zu treiben. Jezt hingegen, da die Capitaine sich untereinder gar nicht verstehen und verabreden, treibt man die Sklaven unter einander und über den wirklichen Werth auf. Dann und wann sezt man zwar einen mäßigen Preis fest, über welchen man sich verabredet, nicht hinauszugehen; allein selbst alsdann bricht doch ein jeder, der gerne zuerst seinen Handel schliessen will, die Verabredung, indem er den Mäcklern verspricht, insgeheim noch etwas über den Preis zu bezahlen, den man gemeinschaftlich festgesezt hätte. Die Sache gehet so weit, daß die Negern selbst fürchten, die Franzosen möchten den Sklavenhandel ganz aufgeben, weil er ihnen von Tage zu Tage weniger vortheilhaft wird. Ein alter Masuke kam einst zu einem Mißionar, und dachte, daß man mit dem Könige in Frankreich, wie mit dem von Kakongo, unterhandeln, oder daß ein Mißionar sich eben so gut mit Handlungs-Angelegenheiten, als mit der Verkündigung des Evangeliums, abgeben könnte. Du mußt, sagt er, deinem Könige schreiben, und rathen, daß er sowohl zu seinem, als unserm, Vortheile, dich hier bestelle, um darauf Acht zu geben, daß die Capitains

aus seinem Königreiche unsere Sklaven nicht über einen billigen Preis kaufen, den er selbst festsezen muß. Denn wir sehen voraus, daß sie uns bald nachher, wenn sie sie eine Zeitlang um einen zu hohen Preis eingekauft haben, gar keine mehr abnehmen werden.

Die Geschäfte der Mäckler bestehen nicht blos darinn, den Sklavenhandel zu erleichtern; sie sind auch dazu gesezt, auf die Ausübung der Verordnungen des Königs, oder des Mafuke, zu halten, unter welchen diese die wichtigste ist, daß keine andere Sklaven an die Europäer verkauft werden sollen, als solche, die man entweder im Kriege gefangen genommen, oder von Fremden erstanden hat. Ein jeder eingebohrner Sklave stehet unter dem Schuze des Mafuke, und kann sich auf ihn gegen seinen Herrn berufen, wenn dieser ihn an Europäer verkaufen will, ohne daß er ihm durch seine üble Aufführung gerechten Anlaß dazu gegeben hat. Nur alsdenn erlaubt das Gesez einem Herrn, sich von einem Sklaven loszumachen, wenn dieser sich irgend einer Untreue, oder Widersezung, oder sonst eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hat. Der Mafuke von Kakongo hat, um allen Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen, allen Mäcklern verboten, ihre Sklaven des Nachts zu

verkau-

verkaufen, oder sie in die Comptoire der Europäer zu führen, unter dem Vorwande, sie sehen zu lassen. Es ist ihnen gleichfalls verboten worden, ohne eine besondere Erlaubniß nichts zum voraus auf die Sklaven zu empfangen, die sie noch nicht ausgeliefert haben.

Der Sklavenhandel ist der einzige, den die Franzosen an dieser Küste treiben. Der Handel mit Elfenbein, Affen, Papageyen, und einigen andern Waaren dieser Art ist so wenig bedeutend, daß man ihn für nichts rechnen kann. Die Engländer ziehen alle Jahre aus den Wäldern von Jomba einige Schiffsladungen von sehr gutem rothen Färbeholze, das aber doch dem Brasilienholze nicht gleich kommt.

Der Handel, der an der Küste mit den Fremden getrieben wird, geht nur eine kleine Zahl von Privatpersonen an, die man als die Reichen und Mächtigen dieses Landes ansehen kann. Der große Haufe, der kein anderes Bedürfniß kennt, als sich auf eine grobe Art zu nähren und zu kleiden, schränkt seinen Handel auf einige Kleinigkeiten ein. Alle Tage ist in den Städten und grossen Dörfern ein Markt, der auf einem öffentlichen Plaze unter dem Schatten großer Bäume gehalten wird. Man verkauft darauf geräucherte

Fische,

Fische, Manioc und andere Wurzeln, Salz, Palmnüsse, Zuckerrohr, Bananas-Früchte und einige andere. An Festtagen sieht man den größten Zusammenfluß von Käufern und Verkäufern. Auf diesen Märkten ist alle Betrügerey unbekannt; eine Mutter schickt ihr Kind von sechs Jahren hin, und weiß gewiß, daß man es nicht hintergehen wird. Man darf die Sprache nicht verstehen, um zu kaufen; man dingt auch gar nicht, sondern alle Lebensmittel sind in kleine gleiche Theile von einem vorgeschriebenen Gewichte getheilt; und ein jeder dieser Theile gilt eine Makute. Man ist auch eben so wenig in Gefahr, in Ansehung der Güte, als in Ansehung der Menge, hintergangen zu werden. Das Salz und der Manioc des einen ist so gut, als die des andern. Man nimmt also bey dem ersten dem besten so viele kleine Bündel, als man Makuten ausgeben will, und macht alsdenn andern Plaz.

Achtzehntes Kapitel.

Vom Kriege.

In diesen Reichen, in welchen Könige gewählt werden, ist der Tod der Könige, wie ich schon oben bemerkt habe, stets das Zeichen eines bürgerlichen

Krieges. Ein Prinz, der Ehrgeiz genug hat, um die Krone zu begehren, bekümmert sich nicht einmal um die guten Gesinnungen der Wählenden, sondern läßt seine Vasallen die Waffen ergreifen, entweder um die Stimmen zu erzwingen, oder um die Krone demjenigen, der ihm vorgezogen ist, streitig zu machen. Wenn er befürchtet, daß seine Parthey nicht die stärkste ist, so wendet er sich an einen fremden Prinzen, der für einige Stücke Europäischer Zeuge, oder Silbergeschirr, ihm ein ganzes Heer schickt. Die bürgerlichen Kriege sind daher die häufigsten.

Die verschiedenen Ansprüche der Beherrscher auf einige Provinzen, oder alle Länder ihrer Nachbaren, sind der gewöhnliche Vorwand der Kriege zwischen den Völkern verschiedener Königreiche. Alle barbarischen Könige haben dergleichen Grillen, die sie ausführen, wenn die Gelegenheit sie ihnen darbietet. So suchte kürzlich der Graf von Sogno seine Ansprüche auf das Königreich N'Gojo geltend zu machen. Der König von Congo fordert das Königreich Kakongo als eine seiner Provinzen; der König von Kakongo hingegen nennt sich niemals anders, als Ma-Congo, König von Congo, statt, daß er sich Ma-Kakongo oder König von Kakongo nennen sollte, der einzige Titel, der ihm zu-

kömmt,

kömmt, und den ihm Fremde geben. Diese Ansprüche sind nicht immer ohne allen Grund, weil die meisten kleinen unabhängigen Reiche, worinn Afrika jezt getheilt ist, ehemals Provinzen größerer Staaten waren, deren Gouverneurs sich unabhängig gemacht haben. Es ist noch nicht lange, daß Sogno aufgehört hat, eine Provinz von Congo zu seyn.

Die Beherrscher dieser Länder unterhalten gar keine ordentliche Truppen. Wenn ein König Krieg beschlossen hat, so läßt sein Ma-Kaka, oder Kriegs-Minister und oberster Feldherr, Befehle an alle Prinzen und Gouverneurs ergehen, Soldaten auszuheben: und diese ermangeln niemals, die ihnen vorgeschriebene Zahl an den allgemeinen Sammelplaz zu führen. Wenn der Ma-Kaka bey der Musterung findet, daß das Heer nicht genug Raum bedeckt oder einnimmt, so darf er nur, im Namen des Königs, einige Worte aussprechen, und es ist in einigen Tagen um die Hälfte zahlreicher. Unter diesen Völkern ist, wie ehemals bey den Römern, ein jeder Bürger, im Fall der Noth, Soldat, aber freylich ein sehr elender.

Diejenigen, welche auf eine kriegerische Unternehmung ausgehen, unterlassen niemals, ihren ganzen Körper roth anzumahlen, weil sie glauben,

daß

daß diese Farbe sie gegen Feuersgewehr unverwundbar machen werde. Die meisten Krieger tragen noch größere und glänzendere Federn, als unsere Damen von der großen Welt. Sie sehen sie aber nicht so sehr als Zierrathen, sondern vielmehr als Mittel an, ihren Feinden Schrecken einzujagen. Einige glauben auch, daß gewisse Federn, von gewissen Vögeln, auf eine gewisse Art an ihren Mützen gesteckt, die Kraft haben, alle Gefahr von ihnen, und ihren Häuptern, zu entfernen. Alle nehmen Lebensmittel auf einige Tage, und Waffen, wie sie sie haben, mit auf den Zug; denn gegeben werden ihnen keine. Einige haben Flinten, andere Säbel, noch andere nur blos ihre Messer. Diese Soldaten rücken von beyden Seiten, ohne Ordnung und Disciplin, an: und ihre Häupter scheinen mehr die Geschäfte von Anführern von Heerden, als von Heerführern, zu verrichten. Wenn man sich begegnet, so kommt man bald zum Handgemenge; ein jeder geht, ohne sich in Gliedern zu halten, oder Befehle zu erwarten, auf den Feind los, den er vor sich hat. Das Treffen fängt mit Unordnung an, und hört bald in eine allgemeine Zerstreuung, oder in einen vollkommnen Sieg auf. Alles hängt vom ersten Angriff ab; diejenige Parthey, die diesen muthig aushält, bleibt

gewiß Siegerinn auf dem Schlachtfelde. Die Treffen sind weder blutig, noch hartnäckig. Kaum haben sie angefangen, so reist schon eins von beyden Heeren aus. Zu einer allgemeinen Flucht gehört oft weiter nichts, als die Entfernung von einigen Soldaten, die einen ihrer Cameraden an ihrer Seite haben fallen sehen. Ein solcher Zufall zerstreut und jagt in einem Augenblick alles auseinander. Die Sieger verfolgen alsdenn, kühn durch ihr Glück, den flüchtigen Feind, und denken nur daran, viele Gefangene zu machen, die sie den Europäern, als Sklaven, verkaufen.

Aber es ist sehr selten, daß die Armeen sich aufsuchen, oder begegnen, um ein Treffen zu liefern. Die große Kunst, Krieg zu führen, besteht darinn, dem Feinde auszuweichen, über die verlassenen Dörfer herzufallen, um zu plündern, zu brennen, und einige Gefangene zu machen. So lange man keinen Widerstand findet, rückt man muthig vorwärts, zerstört und verbrennt alles; und so richten oft zwo feindliche Armeen, zu gleicher Zeit in Feindes Landen, gleiche Verheerungen an. Sie ziehen sich hierauf wieder zurück, und weichen sich immer aus, außer, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, Gefangene zu machen. Wenn der Ma-Kaka erfährt, daß ein feindlicher Haufe an einem

Walde her, oder durch einen engen Weg kommen wird, so legt er eine viel größere Menge in Hinterhalt, läßt jenen plözlich überfallen und einschliessen, und nimmt ihn auf diese Art ohne Schwerdtschlag gefangen

Die Armeen sind gewöhnlich nicht lange im Felde; dann und wann ist ein Krieg in weniger als acht Tagen geendiget. Wenn die Soldaten ihre Lebensmittel verzehrt haben, und im feindlichen Lande keine wieder finden; oder wenn sie ihr Pulver und Bley verbraucht haben, so ist nichts im Stande, sie länger festzuhalten; sie nehmen, ohne Abschied zu fodern, ihren Weg nach Hause. Wenn aber der König mit einem solchen Zuge nicht zufrieden ist, so liegt es nur an ihm, einen andern zu unternehmen, wodurch die Felder verwüstet werden, ohne, daß deswegen mehr Blut vergossen würde. Bisweilen ziehen die Könige selbst mit in den Krieg; wenn sie aber gefangen genommen werden, so haben sie gar keine Gnade zu erwarten. Man schlägt ihnen den Kopf auf dem Schlachtfelde selbst ab; eine Grausamkeit, die allemal Feigheit in demjenigen voraussezt, der sie ausübt. Eine feige Seele fürchtet immer, daß sie es dereinst einmal bereuen möchte, großmüthig gegen einen Feind gewesen zu seyn, den sie in ihrer Gewalt hatte.

Alle

Alle diese Staaten erhalten sich weniger durch ihre eigene Kräfte, als durch ihre gegenseitige Schwäche, und durch die allenthalben gleiche Muthlosigkeit und Ungeübtheit ihrer Soldaten. Zwey hundert Mann unsrer disciplinirten Truppen würden so viel Land erobern, als sie nur durchlaufen könnten. Wenn sie aber Könige und Völker bezwungen hätten; dann würden sie bald, theils durch die Einwirkung des Klima, theils durch den Mangel der Nothwendigkeiten des Lebens der Gewalt derjenigen überliefert werden, die sie wenige Tage vorher verachtet hatten. So scheint die Vorsehung diese armen Völker, durch ihr Elend und Schwäche selbst, gegen den Ehrgeiz und die Raubsucht ausgebildeter Völker, gesichert zu haben.

Ungeachtet die Negern keine große Tapferkeit in der Schlacht beweisen; so wünschen sie doch nichts sehnlicher, als den Ruhm von Muth und Unerschrockenheit. Man kann daher einem Manne keine größere Beleidigung sagen, als wenn man ihn einen Feigen nennt; so wie man auch keine größere Schmeicheley machen kann, als wenn man von jemanden sagt, daß er ein unerschrockenes und kriegerisches Ansehen habe. Die Schönheit des Gesichts wird in Männern, als ein Fehler, angesehen; und derjenige wird am meisten beneidet, den

die Blattern am meisten verunstaltet haben. Manche lassen sich Einschnitte ins Gesicht, auf die Schultern und Arme machen, und zwar in keiner andern Absicht, als um sich ein furchtbares Ansehen zu geben, oder auf eine thörigte Art, mit Standhaftigkeit und Muth zu prahlen. Wenn sie diese schreckliche Operation eben ausgehalten haben; so sollte man glauben, daß sie aus der blutigsten Schlacht zurückgekehret wären. Zur Stillung des Bluts brauchen sie blos Kanonenpulver, und ihre Wunden sezen sehr bald Narben an. Ein Mißionar frug einst einen Neger, der sich das Gesicht so zerfezen ließ, warum er sich selbst zu solchen Schmerzen verurtheilte? Der Ehre wegen, antwortete er, und weil man, wenn man mich sieht, sagen wird: das ist ein Mann von Herz. Unstreitig würde es mehr Muth beweisen, wenn sie sich dem feindlichen Stahle fürs Vaterland aussezten, als daß sie sich jezo durch die Schärfe ihrer eigenen Messer verunstalten lassen; unterdessen muß man doch auch zugeben, daß Menschen, die aus Eitelkeit solche schmerzhafte Operationen mit sich vornehmen lassen, auch großmüthiger Handlungen von einer andern Art nicht unfähig seyn würden. Ohne Zweifel ist die Regierungsform dieser Völker, die sie zur Ruhe und Trägheit einladet, eine

von den Hauptursachen ihrer Feigheit. Ein Sklave, dessen Zustand unter allen Revolutionen derselbige bleibt, wird sich niemals so in Gefahren stürzen, als ein Soldat, dessen Interesse mit dem Interesse des Beherrschers vermischt ist, und welcher weiß, daß er, indem er fürs Vaterland ficht, auch für das kleine Erbtheil streitet, was er von seinen Vätern erhalten hat.

Neunzehntes Kapitel.

Von der Sprache.

In der großen Anzahl von Nachrichten, aus denen man die allgemeine Geschichte der Reisen zusammen gezogen hat, und in einer Menge andrer, die alle Tage gedruckt werden, geschieht der Sprachen gar keine Erwähnung, die man in den Ländern redet, deren Sitten und Gebräuche beschrieben werden. Wenn ihre Verfasser nicht dann und wann den Einwohnern dieser fernen Gegenden einige Worte, die sie selbst übersezen, in den Mund legten; so sollte man denken, daß sie unter stummen Völkern gereist wären. Alle scheinen sich verabredet zu haben, über diesen Gegenstand das tiefste Stillschweigen zu beobachten; entweder,

weil

weil man ihn für zu wenig interessant, und unhistorisch ansah, oder wahrscheinlicher deswegen, weil diese Männer sich nicht lange genug unter jenen Völkern aufgehalten haben, um mit ihrer Sprache bekannt zu werden, und eine Beschreibung davon geben zu können. Man wird unterdessen doch eingestehen, daß der Genius einer Sprache und ihre Verhältnisse zu den bekannten Sprachen, ferner ihre Einrichtung und eigenthümlicher Gang, nicht ganz überflüßige Züge in der Schilderung eines Volks sind; und wenn wir also auch befürchten müßten, die Delicatesse einiger Leser zu beleidigen, indem wir sie wieder aufs A B C zurückführen; so hoffen wir doch von der größten Zahl, besonders derjenigen, die Wissenschaften lieben, und sich auf Sprachen legen, daß sie sich über eine Gelegenheit freuen werden, ihre Kenntnisse durch deutliche Begriffe von einer Sprache zu vermehren, die, wenn sie gleich die Sprache eines rohen Volks ist, deswegen nicht weniger interessant ist.

Die Sprache in Kakongo, die mit denen von Loango, N'Gojo, Jomba, und andern kleinen benachbarten Staaten fast dieselbige ist, geht von der Sprache des Königreichs Congo gänzlich ab. Mehrere gemeinschaftliche Artikel aber, und eine große Zahl gemeinschaftlicher Wurzelwörter scheinen doch

zu beweisen, daß diese Sprachen einen gemeinschaftlichen Ursprung hatten. Es ist aber unbekannt, welche von diesen Sprachen die Muttersprache ist. Die Geschicktesten unter den Negern haben nicht die geringste Kenntniß von der Entstehung und dem Fortgange ihrer Sprache. Sie sprechen, sagen sie, wie sie ihre Väter haben reden hören, Man hat aber zu bemerken geglaubt, daß sich zwischen ihrer Sprache, und einigen alten, besonders der Hebräischen, Griechischen und Lateinischen eine sichtbare Verwandschaft fände.

Ungeachtet die Mißionarien, nach dem Reichthume und den Schönheiten dieser Sprachen, vermutheten, daß sie vormals wäre geschrieben worden; so haben sie doch diese Vermuthung nicht bestätigt gefunden. Nirgends entdeckten sie die geringste Spur von Schrift oder andern Zeichen, die statt ihrer hätten dienen können. Die Negern sehen es als ein Wunder an, daß die Europäer, vermittelst gewisser Züge, sich ihre Gedanken mittheilen, und sich in Entfernungen von hundert oder tausend Meilen unterhalten können, als wenn sie gegenwärtig wären. Sie argwohnten es aber gar nicht einmal, daß man diese bewundernswürdige Kunst auch bey ihrer Sprache brauchen könnte; noch vielweniger dachten sie daran, daß sie durch

die

die eingeschränktesten Köpfe ausgeübt werden könnte. In der That muß auch die Schrift, die schönste Erfindung des menschlichen Geistes, wenn sie anders nicht göttlichen Ursprungs ist, die stärkste Vernunft in Erstaunen sezen. Wir selbst, wenn wir sie nicht kennten, würden unstreitig eben das, was jene Barbaren, empfinden, wenn man uns ihre herrlichen Vortheile erzählte, die denen der Sprache gleich kommen, oder sie bisweilen gar übertreffen.

Die Mißionarien, die sich als die ersten Schriftsteller dieser Sprache ansahen, brauchten das Recht, was ihnen als solchen zukam, die Figur der Charaktere und die Rechtschreibung zu bestimmen. Sie zogen die Aussprache zu Rathe, um darnach die Zahl der Buchstaben des Alphabets festzusezen. Sie nahmen sie aus dem Französischen, und zwar der Zahl nach achtzehn, die ihnen hinlänglich zu seyn schienen; A, B, D, E, F, G, I, K, L, M, N, O, P, S, T, U, V, Z. Das S vertritt die Stelle des C vor den Selbstlautern, A, E, I; und K vor O, U, und allen Mitlautern. Es ersezt das Q auch in allen Fällen. Die Aussprache ist sanft und leicht, das adspirirte H findet sich gar nicht in ihren Wörtern, und in diesem Fall wird dieser Buchstab eben so

unnüz,

unnůz, als er es in den Franzősischen horloge, hirondelle, hebreux, und andern ist, deren erste Sylbe vom H, das sich in ihnen findet, gar nichts hőren lăßt. Das R ist ganz unnůz, ihre Sprachwerkzeuge kőnnen es wegen der Hårte gar nicht einmal aussprechen. Sie verwandeln es in L, und wenn man ihn also Ra, Re, Ri auszusprechen aufgiebt, so sagen sie, La, Le, Li. Statt ů, das sie nicht kennen, sagen sie u, und das X ist ihnen ganz unbekannt. Das franzősische mitlautende J, findet sich nicht in ihrer Sprache; statt Ja, Je, Ji, Jo, Ju, sagen sie Ga, Ge, Gi, Go, Gu.

Fast alle Sylben sind einfach, und geben nur einen einzigen Ton, wodurch die Aussprache leicht und flůchtig wird. Es findet sich zwar eine große Menge von Wőrtern in ihrer Sprache, die mit M oder N anfangen, wie in M-fuka, N'Gojo; allein diese Buchstaben werden so leise ausgesprochen, daß alle, die die Sprache nicht genau kennen, ihnen nur Fuka und Gojo nachsprechen wůrden. A und O kommen oft vor, und mit ihnen endigen sich viele Wőrter. Manche Sylben, die die Franzosen mouillées nennen, tragen viel dazu bey, die Sprache sehr weich zu machen.

Eigentlich zu reden, hat die Sprache weder Genera, noch Numeros und Casus. Um den Unterschied des Geschlechts in lebenden Wesen anzuzeigen, nimmt man die Wörter Bakala, Mann, und Kento, Weib, zu Hülfe, wie die Franzosen (und auch die Deutschen) zu den Wörtern mancher Thiere Weibgen und Männchen hinzusezen. Die Casus und Numeri werden durch Artikel ausgedrückt.

Adjectiva werden nicht öfterer, als im Hebräischen, gebraucht. Man drückt die Eigenschaften einer Person oder einer Sache durch Substantiva aus. Dies giebt der Sprache eine Stärke, deren die Französische gar nicht fähig ist. Oft werden Adjectiva auch durch Verba gegeben. So würde man zum Beyspiel: statt, dies ist ein verächtlicher Mensch, oder ein fürchterliches Ungeheuer; so sagen: dies ist ein Mensch zu verachten, ein Ungeheuer zu fürchten.

Man kennt ferner weder Comparativos, noch Superlativos. Mit Substantivis verbundene Verba vertreten ihre Stelle. Anstatt also zu sagen: der König ist mächtiger, als der Ma-Kaja, der Zaire ist der breiteste unter allen Flüssen, drücken sie sich so aus: der König übertrifft den Ma-Kaja an Macht, der Zaire an Breite alle Flüsse.

Den

Den Superlativum drückt der wiederholte Positivus aus. Sie sagen daher: ein hoher, hoher Berg, eine schwarze, schwarze Wolke, statt, der höchste, oder ein sehr hoher Berg, die schwärzeste, oder eine sehr schwarze Wolke.

Es scheint, als wenn diese Art sich auszudrücken in der Natur selbst gegründet ist. Auch unter uns brauchen kleine Kinder, die noch keinen Superlativus kennen, statt **größter**, groß groß, statt, sehr weit, **weit weit**.

Sie haben wenige Adverbia, die durch Verba vertreten werden. Die meisten Verbindungs-Partikeln, wodurch wir die verschiedenen Redetheile verbinden, sind ihnen unbekannt; sie haben keine Wörter für **denn**, **also**, **oder**, sondern suchen sie durch verschiedene Wendungen zu ersezen. Das Wörtgen **und** mangelt ihnen auch; sie brauchen dafür ein anderes, das unserm **mit** entspricht, oder sie wiederholen und sagen zum Beyspiel: statt, er kennt das Gute und Böse: das Heer ist mächtig und disciplinirt: — er kennt das Gute, er kennt das Böse; die Armee ist mächtig, sie ist disciplinirt. Diese Art, sich auszudrücken, macht, wenn sie zu rechter Zeit angebracht wird, eine sehr gute Wirkung.

Die Pronomina Possessiva werden durch Adverbia ausgedruckt. Für **mein, meine**, in der einfachen und vielfachen Zahl, sezt man, ohne Unterschied Ame; für dein, und deine in Sing. und Plur. Aku; für sein, und seine Pl. und S. Andi, und so auch in andern Fällen. **Mein** Schaaf geben sie durch Li-Meme, Li-Ame; **deine** Scheere durch Tu-Ziolo, Tu-Aku; seine **Matten** durch **N'teva bi-andi.** Es ist eben so, als wenn man sagte: das Schaaf mir, die Scheere dir, die Matten ihm. Die nennenden Fürwörter: ich, du, er, wir, ihr, sie, werden durch J, U, Ka, Tu, Lu, Ba, gegeben, wenn man von Menschen von beyderley Geschlecht redet; aber durch ganz eigenthümliche Artikel, wenn man von Thieren oder unbelebten Gegenständen spricht.

Eine der größten Schwierigkeiten der Sprache liegt in den Artikeln, deren es dreyzehn giebt; sieben für den Singularis, und sechs für den Pluralis. Die ersten sind: i, bu, li, ku, ki, u, ku; die leztern: i, ba, bi, ma, nu, zi. Ein jeder dieser Artikel hat eine eigene Klasse von Substantivis, mit denen er nur allein verbunden werden kann. Der Artikel von Ka z. B, welcher ein Bett bedeutet, ist in der einfachen Zahl Ki, und in der vielfachen Bi. Man würde nicht ver-

standen

standen werden, wenn man die Artikel verwechselte, und statt: Ki-Ka im Singulari, Li-Ka, oder für Bi-Ka, Zi-Ka sagte.

Einige Substantiva haben ihre Artikel vor, andere unmittelbar hinter sich. Leze, zum Beyspiel, und **Ula**, wovon jenes einen Bedienten, dieses eine Kröte bedeutet, haben beyde den Artikel Ki; allein, das erstere hat ihn beständig vor, das andere hinter sich, und man sagt daher: Leze-Ki, ein Bedienter, Ki-Ula, eine Kröte. Versezte man die Artikel, so würde man unverständlich werden.

Einige von diesen Artikeln folgen ganz besondern Regeln. Der Artikel Li, z. B. steht vor dem Substantivo nicht anders, als wenn es im Nominativo vorkommt, und folgt hingegen in allen übrigen Casibus. Der Artikel Ma gehört allein zum Genitivus Pluralis, und geht vor seinem Substantivo stets her. Dieser wird sehr häufig gebraucht; denn, ausser seiner gewöhnlichen Bestimmung, drückt er den Titel eines Königs, Prinzen, Gouverneurs, oder Dorf-Schulzen aus, je nachdem er vor dem Namen eines Königreichs, eines Fürstenthums, eines Gouvernements, oder eines Dorfes steht. So heißt Ma-Loango, König von Loango; Ma-Kaja, Prinz von Kaja; Ma-Singa, Gouverneur von Singa; Ma-Kibota,

Herr

Herr von Kibota. Hieraus erhellet, daß dieser Artikel, seiner Bedeutung nach, dem französischen de im Genitivo Singulari entspricht. Wenn man M. d'Artois, M. d'Orleans, M. de Champigny sagt, so versteht man darunter den Grafen von Artois, den Herzog von Orleans, den Marquis von Champigny. Der Pluralis, dessen sich die Negern bedienen, hat etwas größers; und des Artois würde der Einbildungskraft ein prächtigers Bild geben, als d'Artois: unstreitig deswegen, weil alles, was den Menschen zu vergrößern, und seine Besizungen zu erweitern scheint, seiner Eitelkeit auf eine angenehme Art schmeichelt.

Wenn in dieser Sprache nichts schwerer, als die Artikel, ist; so ist hingegen nichts schöner und befriedigender, als ihre Verba. Man kann sie auf drey Klassen zurückbringen; die erste ist die zahlreichste, und besteht aus gemeinen Verbis, die nur in ihren Endigungen verschieden sind. Die zwote besteht aus solchen, die mit Ku anfangen, und diese Anfangssylbe unter mancherley Umständen verlieren. Die dritte enthält solche, die mit L und V anfangen, und die bey gewissen Gelegenheiten das L in D, und das V in P verwandeln. Sie haben alle Tempora, die wir haben, und verschiedene, die uns unbekannt sind. I-Lia,

z. B. heißt, ich habe vor einer unbestimmten Zeit gegessen; I-Lili, ich habe seit einiger Zeit gegessen; Ja-Lili, ich habe vor langer Zeit gegessen; Ja-Lia, ich habe vor sehr langer Zeit gegessen.

Ausser dieser Vervielfältigung von Temporibus, die sehr viel zur Bestimmtheit des Ausdrucks beyträgt, finden sich in der Sprache sehr viele Verba, die dem Ausdruck wiederum sehr viele Kürze geben. Ein jedes einfache Verbum hat mehrere andere unter sich, wovon es die Wurzel ist, und die, ausser ihrer Hauptbedeutung, noch eine andere zufällige haben, die wir nur durch Umschreibungen ausdrücken können. *Sala*, z. B. heißt arbeiten; *Salila*, die Arbeit erleichtern; *Salisia*, mit jemanden arbeiten; *Salisila*, zu jemandes Vortheil arbeiten lassen; *Sazia*, jemanden in Arbeiten helfen; *Salanga*, in der Gewohnheit zu arbeiten seyn; *Salisionia*, die einen für die andern arbeiten; *Salangana*, zur Arbeit geschickt seyn. Es sind gar keine Wurzel-Verba, die nicht ähnlicher Modificationen fähig wären; und vermittelst gewisser Partikeln oder Zusäze zeigt ein jedes dieser Verborum, und alle daraus abgeleiteten an, ob die Handlung, die sie ausdrücken, selten oder häufig ist; ob sich Schwierigkeit, Leichtigkeit, Uebermaaß oder andere Unterschiede dabey finden.

Diese

Diese Vervielfältigung von Verbis, verbunden mit allen den Modificationen, deren sie fähig sind, verschafft der Sprache einen unerschöpflichen Fond von Reichthümern, und zeigt Schönheiten, die man nur durch eine genaue Kenntniß empfinden und schäzen lernen kann.

Bey dieser Verschwendung von Verbis ist man darüber erstaunt, keins zu finden, das unserm Leben entspricht. Man drückt es durch folgende Umschreibungen: **seine Seele begleiten**, oder **bey seinem Herzen seyn**, aus.

Man bemerkt in der Sprache der Negern viele Wendungen, die sich dem Hebräischen nähern. Ich habe schon erinnert, daß sie die Eigenschaften von Personen und Sachen, die in andern Sprachen durch Adjectiva angezeigt werden, gleich den Hebräern, durch Substantiva ausdrücken. Statt **heißes Wasser**, sagen sie, **Feuer-Wasser**, **Mazei Mir-n-Bazu**. So sagen sie auch für: ein grausamer Mensch, ein Blut-Mensch; für: ein reicher Mensch, ein Mann von Reichthümern. Alle Empfindungen der Liebe oder des Hasses drücken sie niemals, so wenig, als die Hebräer, in der gegenwärtigen Zeit aus. Für: ich liebe, ich hasse; sagen sie: ich habe geliebt, ich habe gehaßt.

Auch findet man in dieser Sprache mehrere Wörter, die hebräischen ähnlich sind, und dieselbige Bedeutung haben. Im Hebräischen heißt Bana oder Banah בָּנָה wovon Ben, oder Sohn abgeleitet ist: er hat gebaut, weil man die Söhne als lebende Steine ansah, aus welchen das Gebäude der Familie bestünde. In Kakongo heißt Mania, Steine, und Bana, Kinder. N'tama heißt eine Regel, ein Maas, und im Hebräischen Tamam, oder Thamam, תָּמַם Vollkommenheit, Vollständigkeit. Insi, in der Negern-Sprache, bedeutet den untersten Theil, den Grund; im Hebräischen Isa, welches Ischah geschrieben wird, die Grundlage. Kana heißt in der erstern sich nähern, entgegen gehen, im Hebräischen Kum, קוּם aufstehen, um entgegen zu gehen. Lika, essen; im Hebräischen bedeutet Lakam, oder Lakham לָחַם dasselbige, und Lakem, oder Lehkhem, לֶחֶם heißt Brod. Der Buchstab H findet sich, wie oben schon erinnert worden ist, in der Sprache der Negern gar nicht. Die geringe Bekanntschaft, die die Verfasser der von mir mitgetheilten Nachrichten vom Hebräischen haben, erlaubt es mir nicht, so leicht es sonst wäre, die Zahl der ähnlichen Wörter in beyden Sprachen zu vermehren.

Die Verwandschaft dieser Sprache mit der griechischen scheint gleich groß zu seyn. Ausser mehrern ähnlichen Redensarten giebt es, wie ich oben schon bemerkte, gewisse Verba, die ihre Anfangsbuchstaben verändern, und Zusäze, wie bey den Griechen, annehmen. Eben so findet man viele Wörter, die von gewissen Griechischen wenig verschieden sind, und dieselbigen Bedeutungen haben. Basitu bedeutet, wie das βασιλευς der Griechen, Oberhaupt, Mann in Würden. Bembo, Geräusch, Ton der Steine; im Griechischen βεμβηξ. Bima, Teig, Bialia, Lebensmittel; im Griechischen βιος, das Leben, und was zum Leben gehört. Doko, gehen oder folgen; im Griechischen διωκω, ich verfolge. Fulla, blasen; im Griechischen φολλις, ein Blasebalg. Kama, ein Damm, Hinderniß; im Griechischen χαμαξ, ein Pfahl, oder Stange. Mazia, Gewässer, Quellen; im Griechischen μαζος, die Brust. Baja, arm, klein; im Griechischen βαιος, klein, u. s. w. Můna, Zeitraum, im Griechischen μυνη und μυνομαι, Verzögerung, verzögern. Nota, Wolke, dicker Nebel; im Griechischen νοτις, Feuchtigkeit. Paka, Ställe, in denen das Vieh eingeschlossen ist; im Griechischen πακταω, ich verschliesse. Pakua, Einkünfte, Besizungen,

fizungen des Königs; im Griechischen πλους, reich. Dobo, Geschenk; im Griechischen δοω, ich gebe. Pena, Sorge, Elend, Unruhe; im Griechischen πενης, πονος, arm, Arbeit, u. s. w.

Es finden sich endlich mehrere Wörter, die aus dem Lateinischen abzustammen scheinen. Dergleichen sind: Mesa, Tisch; Paßi, leiden; Mongo, Berg; Mene, Morgen; Bene, viel, groß, stark; N'Zala, Eifer; Ilia, die Eingeweide.

Ich will nicht alle die Aehnlichkeit aufsuchen, die diese Sprache mit andern alten Sprachen haben könnte. Ich bin damit zufrieden, einige Beziehungen, die am auffallendsten waren, angezeigt zu haben. Zugleich überlasse ich es, ohne selbst einen Ausspruch zu wagen, dem Alterthums kundigen Leser, zu entscheiden, ob man mit Grund Verwandschaft und Aehnlichkeit unter den genannten Sprachen annehmen könne; und wenn dies seyn sollte, zu erklären, wie es habe zugehen können, daß die Sprachen der Juden, Griechen und Römer etwas zur Bildung der Sprache dieser Afrikaner haben beytragen können.

Zwanzigstes Kapitel.

Von der Religion und deren Dienern.

Diese Völker halten mit ihren Religions-Meynungen sehr zurück, um sie nicht der Verachtung der Europäer auszusezen. Nur allein der lange Aufenthalt der Mißionarien unter ihnen ist Ursache, daß sie wenigstens zum Theil die Gegenstände ihres Aberglaubens erfahren haben.

Sie erkennen ein oberstes Wesen, das sein Daseyn keinem andern zu danken hat, aber der Grund des Daseyns aller übrigen Dinge ist. Sie glauben, daß es alles Gute und Schöne in dieser Welt geschaffen hat, daß es, vermöge seiner Natur, gerecht ist, die Gerechtigkeit also in andern liebt, Falschheit und Meyneid hingegen strenge straft. Sie nennen es Zambi, nehmen seinen Namen zur Bezeugung der Wahrheit, sehen Meyneid als eins der größten Verbrechen, und eine gewisse Krankheit, die sie Zambi-a-n-pongu nennen, als seine Strafe an. Menschen, die damit behaftet sind, erklären sie, ohne Umstände, für Meineydige.

Ausser diesem gerechten und vollkommnen Gott glauben sie noch einen andern, dem sie ganz entgegen gesezte Eigenschaften zuschreiben. Der erste hat alles erschaffen; dieser möchte alles zerstören: er

er liebt Unordnung, und sucht, den Menschen zu schaden: er ist der Anstifter und Urheber aller Ungerechtigkeit, des Meyneides, des Raubes, aller Vergiftungen und anderer Verbrechen. Von ihm kommen alle traurige Zufälle, Schäden, Krankheiten, Unfruchtbarkeit der Felder, mit einem Worte, alles Elend der Menschen, und selbst der Tod. Sie nennen ihn Zambi-a-nbi, Gott der Bosheit. Man erkennt hier leicht die Irrthümer der Manichäer in der Lehre von der Gottheit. Es scheint natürlich, daß der Mensch, der durch keine höhere Offenbarung erleuchtet ist, die Ursache aller Uebel zu entdecken sucht, die ihn von seinem Eingange ins Leben bis zum Ausgange aus demselbigen belagern, und daß er sich, in seinen Vermuthungen, über solche von den Sinnen so weit entfernte Gegenstände verirrt.

Wahr ist es, die Philosophen des Alterthums sind allein durch die Kräfte ihrer Vernunft so weit gekommen, die Wahrheit einigermaßen zu errathen, indem sie sagten, daß der Mensch ohne Zweifel um gewisser ihm unbekannten, aber doch zugerechneten, Verbrechen willen so elend gebohren würde. Die Völker, von denen hier geredet wird, trieben ihre Raisonnements nicht so weit; und weil sie nicht daran dachten, daß man die Quelle

des

des menschlichen Elends nicht im Menschen selbst suchen müsse; so glaubten sie, ohne auf die Unwahrscheinlichkeit dieser Voraussezung Rücksicht zu nehmen, eine feindselige übelstiftende Gottheit behaupten zu müssen. Man hat ihnen aber nicht sobald die Wahrheit in diesem Stücke von ferne gezeigt, als sie sie von freyen Stücken ergriffen haben. Die Geschichte vom Sündenfall, und die Lehre von der Erbsünde, die die stolze Vernunft unsrer neuern Philosophen so sehr ärgern, sind für sie eine hinlängliche Auflösung aller Schwierigkeiten, und gleichsam der erste Schritt, der sie zur Erkenntniß eines einzigen unendlich vollkommnen Gottes führt, der der Vater alles Guten ist, aber das Böse zuläßt, ohne daran Theil zu nehmen. Es scheint ihnen viel vernünftiger, etwas zu glauben, was über die Vernunft, als etwas, was wider sie ist: eher ein Geheimniß, als ein Widerspruch, die Wirklichkeit der Erbsünde, als das Daseyn zweener streitenden Götter anzunehmen.

Diejenigen, die nur allein den Glauben ihrer Väter kennen, suchen blos die böse Gottheit zu besänftigen, weil sie fest überzeugt sind, daß der gute Gott von selbst gnädig gegen sie seyn werde. Einige essen, um jene geneigt gegen sich zu machen, gar kein Geflügel oder Wildprett: andere enthal-

ten sich von gewissen Arten von Fischen, Baum- und Hülsenfrüchten. Es findet sich aber keiner, der nicht ein Gelübde gethan hätte, sein ganzes Leben über ein gewisses Nahrungsmittel gar nicht zu sich zu nehmen. Die einzige Art, ihm zu opfern, besteht darinn, gewisse mit ihren Früchten beladene Bäumgen, ihm zu Ehren, ersterben zu lassen. Der Bananas-Baum wird vorzüglich dazu gewählt.

Sie haben Götzenbilder, die sie aber nicht sowohl als Götter, sondern als Dollmetscher der Gottheit ehren. Sie bestehen aus hölzernen Statüen, die grob gearbeitet sind, und wovon einige eine natürliche Gestalt haben. Sie sind in Tempeln verschlossen, die nicht größer und besser ausgeziert sind, als die gemeinen Wohnhäuser. Man findet dergleichen in Städten und Dörfern: dann und wann sogar in Wäldern und einsamen Gegenden. Einzelne Personen ziehen sie zu Rathe, um den Ausgang ihrer Unternehmungen zu erfahren. Einige glauben, daß diese Götzenbilder bisweilen redeten; allgemein aber ist man überzeugt, daß sie denjenigen, die sie um Rath fragen, Eingebungen mittheilen. Ist z. B. ein beträchtlicher Diebstahl geschehen, dessen Urheber noch unbekannt sind; so holt man ein Götzenbild, führt es unter dem Schalle von Trommeln und Trompeten auf den

Markt, in der festen Zuversicht, daß es die Schuldigen entdecken werde. Erscheinen diese nicht, so führt man ein noch berühmters herbey, und vervielfältigt den Gesang sowohl, als die religiösen Gebräuche. Alsdann glauben diejenigen, die um die Dieberey etwas wissen, sich verbunden, das, was ihnen bekannt ist, zu erklären; oft lassen selbst die Schuldigen, durch den heiligen Aufzug in Schrecken gesezt, den dabey interessirten Personen durch die dritte Hand wissen, daß sie nur alles Gepränge einstellen möchten, und daß die entwandten Sachen ihnen wieder ausgeliefert werden sollten, welches leztere auch ohne Verzug geschieht.

Ausser diesen Gözenbildern vom ersten Range giebt es noch andere, die einzelne Personen bey sich haben und verehren, ohne sich jemals mit Gebeten an sie zu wenden. Manche tragen auch kleine groteske Figuren, Fischzähne, oder Vögelfedern, als Verwahrungsmittel gegen solche Uebel, an sich, von denen sie bedrohet sind, oder sich bedrohet glauben. Alle, ohne Ausnahme, sorgen dafür, daß, nachdem sie ihr Feld bearbeitet haben, gewisse Zweige von gewissen Bäumen, nebst einigen Stücken von zerbrochenen Töpfen, in die Erde gesteckt werden, weil dadurch, ihrer Meynung nach, Unfruchtbarkeit und Bezauberungen abgewendet

werden. Eben diesen Aberglauben treiben sie vor ihren Hütten, wenn sie sich eine Zeitlang davon entfernen müssen; und der kühnste Dieb hätte nicht das Herz, über die Schwelle zu gehen, wenn er sie durch jene geheimnißvolle Zeichen verwahrt sieht.

Die Diener der Religion heissen Ganga's: sie sind eben so unwissend, als der übrige Pöbel, aber listiger und verschmizter. Die ältesten lassen diejenigen, die in ihre Gesellschaft aufgenommen werden wollen, eine zahllose Menge von Prüfungen und lächerlichen Gebräuchen durchgehen. Niemand zweifelt daran, daß diese Ganga's nicht Gemeinschaft mit dem bösen Gotte haben, und die schicklichsten Mittel wissen, ihn zu besänftigen. Es scheint, als wenn sie in diese Ganga's eben so viel, oder noch mehr Zutrauen, als in ihre Gözenbilder selbst, sezen. Man frägt sie, um die Zukunft und die geheimsten Dinge zu erfahren: man bittet sie, wie den König, um Regen und ersprießliche Witterung, und glaubt sogar, daß sie durch die Macht ihrer Zauberey sich unsichtbar machen, und mitten durch die Thüren dringen könnten, wenn diese auch von dem härtesten Holze oder von Eisen wären.

Man hat gar nicht bemerkt, daß die Ganga's irgend eine Art von Opfern der Gottheit darbrächten.

ten. Ihren Verrichtungen nach zu urtheilen, verdienen sie nur den Namen von Wahrsagern und seynwollenden Zauberern. Es finden sich unter ihnen welche, wie ich schon oben bemerkt habe, die sich mit Heilung von Krankheiten abgeben, aber Musik, Anblasen und Beschwörungen, als die einzigen und allgemeinen Mittel, brauchen.

Bey der Geburt der Kinder ruft man die Ganga's, die ihnen einige abergläubische Gebräuche für ihr ganzes übriges Leben auflegen, an welche die Mütter ihre Kinder, wenn sie heranwachsen, zu erinnern verbunden sind. Diese Handlungen sind mehr oder weniger streng und lächerlich, je nachdem der Ganga in dem Augenblicke aufgeräumt ist. Sie mögen aber beschaffen seyn, wie sie wollen, so unterwerfen sich ihnen diejenigen allemal, denen sie vorgeschrieben sind.

Die Mißionarien sahen in dem Dorfe Lubu, im Königreiche Loango, einen Knaben und ein Mädgen, denen das Heyrathen verbothen war, und die, bey Strafe des Todes, ihr ganzes Leben durch eine unverlezte Keuschheit beobachten musten. Es ist unbekannt, ob ihnen diese Pflicht mit andern gemein war, oder nicht; ob sie ihnen bey ihrer Geburt durch die Ganga's aufgelegt war, oder ob sie selbst sich ihr freywillig unterzogen hatten!

Sie

Sie unterschieden sich im übrigen von andern ihres Geschlechts gar nicht, und übten gar keine andere gottesdienstliche Handlungen aus. Gewisse Familien behalten mit vieler Beständigkeit, ohne zu wissen, warum? die Beschneidung bey.

Die Ganga's, die sonst eben nicht übereinstimmend in ihren Grundsäzen sind, kommen darinn alle überein, daß man nicht, ohne die größte Gefahr, Rebhüner essen könne; und niemand wagt es daher, einen Versuch zu machen. Alle Negern fürchten sich vor ihnen, als vor Vögeln von unglücklicher Vorbedeutung; besonders verabscheuen sie ihr Geschrey. Diejenigen, welche fürs allgemeine Beste sorgen, tödten ihrer so viel, als sie können; weil sie aber wissen, daß die Europäer kein Bedenken tragen, sie zu essen, so bringen sie sie zu den Comptoiren an der Küste, und erhalten dafür Schroot und Pulver, um mehrere zu schiessen. Wenn man sie frägt, warum sie einen so schmackhaften Vogel nicht äßen, da die Europäer ihn doch so sehr liebten; so antworten sie: was für ein Land gut sey, sey es deswegen nicht für ein anderes; sie wüßten gewiß, daß sie nicht von dem Fleische dieser Vögel essen könnten, ohne sogleich die Finger von ihren Händen zu verlieren.

Unge-

Ungeachtet die Völker dieser Gegenden eine Haut von der schönsten Schwärze haben; so ist es doch nicht ohne Beyspiel, daß ein Kind die Farbe beybehält, die alle Menschen bey der Geburt haben, und daß es sein ganzes Leben durch so weiß, als ein Europäer, bleibt. Man hat bemerkt, daß diese Weissen stets ein blondes oder rothes Haar auf dem Kopfe sowohl, als am Bart haben, und daß ihr Gesicht und Blick sehr schwach ist. Dieser Irrthum der Natur ist für diejenigen, die er trifft, kein Unglück; er zieht ihnen vielmehr die Achtung und Ehrfurcht ihrer Landsleute zu. Man sezt sie sogar über die Ganga's; sie werden als ausserordentliche und göttliche Menschen betrachtet. Die Mißionarien haben es selbst gesehen, daß man die Haare von einem dieser Menschen als Reliquien verkaufte, die die Kraft hätten, vor allen Arten von schlimmen Zufällen zu bewahren.

Gleich nach ihrer Ankunft in diesen Gegenden haben die Mißionarien sich besonders bemühet, die Meynungen ihrer Einwohner über die Natur und Bestimmung der Seele zu erfahren. Sie haben gefunden, daß alle hierüber auf dieselbige Art dachten; daß alle die Seele für geistig und unsterblich hielten, ohne doch zu wissen, was ihr Schicksal seyn, ob es glücklich oder unglücklich seyn werde?

Sie

Sie sagen blos, daß sie glaubten: die Seele werde, nach ihrer Trennung vom Leibe, Dörfer und Städte fliehen, und in der Luft über Wäldern, nach dem Wohlgefallen der Gottheit, herumflattern. Die Einwohner in dem Innern des Landes, die niemals mit den Europäern Gemeinschaft gehabt haben, denken über diesen Punct, wie die Küstenbewohner: sie antworteten den Mißionarien auf die Frage: was der Mensch nach dem Tode des Körpers seyn werde? beständig: daß sein Körper zwar in der Erde verfaule, daß seine Seele aber, als ein geistiges Wesen, der Auflösung nicht unterworfen sey, und daher ewig fortdauren werde.

Diese Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seelen, verbunden mit der Ungewißheit über ihren Zustand nach dem Tode des Körpers, flößt den Negern eine große Ehrfurcht gegen die Todten, und eine große Furcht vor Geister-Erscheinungen ein. Sie unterlassen daher auch nicht, die Leichenbegängnisse ihrer Freunde und Verwandten mit allem nur möglichen Gepränge zu begehen. Wenn der Kranke seinen lezten Hauch von sich gegeben hat, so entfernen sich die Musikanten sowohl, als die Ganga's: die nächsten Verwandten nehmen den Leichnam, und tragen ihn auf ein

Gerüste,

Gerüste, unter welchem sie ein Feuer anzünden, das einen dicken Rauch von sich giebt. Wenn der Todte genug geräuchert ist, so stellt man ihn einige Tage an die freye Luft, doch unter der Aufsicht einer Person, die die Fliegen abhalten muß. Man umwickelt ihn hierauf mit einer großen Menge von fremden oder innländischen Zeugen, weil man nach deren Güte den Reichthum der Erben, und nach deren Menge ihre Liebe gegen den Verstorbenen abmißt. Die auf diese Art eingewickelte Mumie wird alsdenn auf einen öffentlichen Plaz gebracht; bisweilen sezt man sie in eine Art von Nische, wo sie eine längere oder kürzere Zeit stehen bleibt, je nachdem der Verstorbene mehr oder weniger vornehm war. Die kürzeste Ausstellung dauert aber doch wenigstens einige Monathe; oft aber hält sie ein ganzes Jahr an. Während dieser Zeit versammlen sich die Verwandte, Freunde, und besonders die Weiber des Verstorbenen, regelmäßig alle Abende, um das Leichenbehältniß herum zu tanzen, zu weinen und zu singen.

Den Tag vor der Beerdigung verschließt man den Körper mit allen seinen Bekleidungen in einen Sarg, der mit einer gewissen Kunst, in Form einer Tonne, gearbeitet ist. Den folgenden Tag, wenn alle Freunde und Verwandte versammlet sind,

sezt

sezt man den Sarg auf einen kleinen Leichenwagen, vor den die Männer sich vorspannen. Man trägt Sorge, daß alle die Wege, wodurch der Leichenzug geht, vorher geebnet werden. Für vornehme Todte, z. B. für Prinzen und Könige, macht man neue Wege mitten durch die Felder, die dreyssig bis vierzig Fuß breit sind. Auf dem ganzen Wege macht man so viel Lärm, als man nur kann: man tanzt, singt, spielt auf Instrumenten, aber alles mit den lebhaftesten Bezeugungen des Schmerzes. Oft singt, tanzt und weint dieselbige Person zur selbigen Zeit. Wenn man an den Ort des Begräbnisses, der oft weit von Städten und Dörfern entfernt ist, anlangt; so läßt man den Sarg in eine funfzehn Fuß tiefe Grube nieder, die die Gestalt eines Brunnens hat, und füllt sie sogleich wieder mit Erde zu. Reiche graben oft mit dem Todten zugleich einige seiner ihm ehemals sehr werthen Kleinodien, einige Stücke von Corallen, oder Silberwerk, ein. Einige erhöhen die Grube, und legen ihr zur Seite einigen Mundvorrath, Zähne von Thieren, oder andern Sachen, die der Verstorbene am meisten liebte, und als Werkzeuge seines Aberglaubens brauchte.

Ungeachtet diese Völker gewissenhafte Beobachter der Gebräuche sind, die sie von ihren Vätern

gelernet haben; so fanden doch die Mißionarien, daß sie ihm nicht hartnäckig anhängen. Sie folgen blindlings den Vorurtheilen, wovon bisher niemand sie zu heilen unternommen hatte: doch haben sie Verstand genug, um die Nichtigkeit und das Lächerliche ihrer abergläubischen Gebräuche einzusehen, und Aufrichtigkeit genug, um es öffentlich zu bekennen. Alle Personen, mit denen die Mißionarien über die Religionssachen geredet haben, selbst die Prinzen und Vornehmen des Landes, haben ihnen gestanden, daß sie nur wenig Zutrauen zu ihren Gözen und deren Dienern hätten; allein bisher, sezten sie hinzu, hat niemand, ausser unsern Vätern, mit uns von der Gottheit geredet. Wir wissen zwar, daß Europäer mehrere von unsern Nachbaren erhabene Begriffe von Gott gegeben haben: allein, sie sind nicht bis zu uns gekommen: bleibt ihr stets hier: ihr sollt uns die Wahrheit lehren, und wir wollen gelehrig und folgsam seyn. — Der zweyte Theil ist dazu bestimmt, die Gesinnungen dieser Völker bey der Aufnahme des Evangeliums, und ihr Verlangen nach bessern Kenntnissen, zu zeigen.

Auszug

Auszug

aus dem zweyten Theile

von der

Geschichte Loango, Kakongo,

und

andern Königreichen in Afrika.

Die Geschichte von Afrika lehrt, daß gegen die Mitte des lezten Jahrhunderts ein Mißionar das Evangelium an dem Hofe eines Königes von Loango predigte, den er auch bekehrte und taufte. Weil aber der Mißionar bald starb, und der König selbst im folgenden Jahre in einer Schlacht blieb; so sezte sich die christliche Religion in diesem Königreiche nicht fest. Die Aeltesten des Landes haben nicht die geringste Erinnerung dieser Begebenheit, nicht die geringste Spur des Christenthums unter sich erhalten.

Um's Jahr 1742 segelte ein Kind von zwölf Jahren, das seine Eltern zum Seedienste bestimmt hatten, mit einem Schiffe ab, das nach Loango abging, um Sklaven einzukaufen. Dieses Kind trat zu Cabinde, sieben Meilen vom Ausfluß des Zaire, ans Land, und untersuchte in den beyden Monathen, während welcher das Schiff vor Anker lag, den Charakter des Volks, wagte sich oft ins Land hinein, und gab sich besonders Mühe, einige

Kenntniß

Kenntniß von der Landessprache zu erhalten. Es hörte oft den Unterredungen der Negern zu, und brachte zulezt ein kleines Verzeichniß von den im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Wörtern zu Stande. Als dieser Knabe die Küste verließ, wußte er genug, um einige Fragen in der Negernsprache zusammen zu sezen, und die Antworten meistens verstehen zu können.

Nach seiner Rückkehr erhielt er von seinen Eltern die Erlaubniß, sich wieder auf die Wissenschaften, von denen er sich eine Zeitlang getrennt hatte, egen zu dürfen. Seine Familie bestimmte ihn zur Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium er daher mit dem größten Eifer trieb. Allein, im Anfange seines männlichen Alters, ohngefähr gegen sein sechs und zwanzigstes Jahr, faßte er plözlich in der Einsamkeit den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Die Küsten von Loango, die er auf einer Charte von Afrika erblickte, machten auf einmal in ihm das lebhafteste Verlangen rege, den unglücklichen Bewohnern dieser Gegenden das Evangelium zu verkündigen: ein Verlangen, was durch das von ohngefähr wieder gefundene Wort-

verzeichniß der Negernsprache noch sehr erhöhet wurde.

Nachdem er einige Jahre Theologie studirt hatte, meldete er sich bey dem Seminario der auswärtigen Mißionen in Paris, und wurde als Priester angeordnet; verständige Personen aber suchten, ihn von seinem Vorsaze, nach Afrika zu gehen, abzuwenden, und riethen ihm, lieber in einer andern schon gegründeten Mißion seine Dienste der Religion zu weihen. Er entschied sich daher, so viel Ueberwindung es ihm auch kostete, für die Mißion in Sina, wurde aber durch eine plözliche Krankheit gehindert, abzureisen. Nach wieder hergestellter Gesundheit sah er diesen Zufall als eine Fügung der Vorsehung an, wodurch er den Völkern, die er aufzuklären stets die Absicht hatte, wäre aufbehalten worden, und entschloß sich daher, sein erstes Projekt auszuführen, welches jezt auch alle seine Freunde billigten, und vom påbstlichen Hofe sowohl, als in Frankreich, besonders vom Erzbischofe zu Paris, unterstüzt wurde. Die Congregatio de propaganda fide ernannte ihn zum Vorsteher der Mißion in Loango, Kakongo, und

andern

andern Königreichen, dißeits des Zaire, wohin er, (Herr Belgarde*) auch im Junius 1766. von Nantes mit zween Priestern abgieng. Alle drey langten den zehnten September desselbigen Jahrs in Loango an, fanden aber nicht die geringsten Spuren des Christenthums, ausser in einigen Sklaven, die ihnen zu verstehen gaben, daß sie in Congo getauft wären, aber sonst in der christlichen Religion keinen Unterricht empfangen hätten. Die Mißionarien begaben sich, bald nach ihrer Ankunft, zum Mafuke, und stellten ihm vor, daß sie einzig und allein deswegen nach Afrika gekommen wären, um die Kenntniß des einigen wahren Gottes, und den Weg zu einer daurenden ewigen Glückseligkeit zu verkündigen. Er zweifelte eine Zeitlang an der Aufrichtigkeit ihres Geständnisses, und konnte es sich anfangs gar nicht überreden, daß sie ihr Vaterland und ihre Freunde aus keiner andern Absicht verlassen haben sollten, als, um ihnen ganz unbekannte Völker, ohne alle Hoffnung von Belohnungen, in der Wahrheit zu unterrichten. Allein, nach wiederholten Versicherungen

der

*) Er wird hier erst im Buche genannt.

der Mißionarien, daß ihr Amt solche Dienste und Aufopferungen von ihnen fordere, schien er von der Uneigennüzigkeit ihrer Absichten überzeugt zu werden, und gab ihnen daher die Erlaubniß, im ganzen Königreich allen denenjenigen Unterricht mitzutheilen, die sie willig finden würden, ihn anzunehmen. Nach einem kleinen Geschenke, das sie ihm, der Landesgewohnheit nach, machten, gab er ihnen sogar einen Führer, der sie ins Innere des Landes, und auf den Weg zur Hauptstadt, bringen sollte. Allein, dieser Begleiter verließ sie bald: und nun waren sie ganz allein, und ohne Führer in einem unbekannten Lande, das keine andere Wege, als eine zahllose Menge von kleinen Fußsteigen, hat, die sich einander durchkreuzen, und nach ganz entgegen gesezten Gegenden führen. Sie trafen zulezt einen angesehenen Mann, Kitzinga, an, der ihren Vorsaz, sich im Innern des Landes niederzulassen, nicht allein sehr gütig anhörte, sondern ihnen auch eins von seinen eigenen, und tief ins Land hinein gelegenen, Gütern anbot. Sie nahmen dieses Anerbieten mit vielem Danke an, und erhielten vom Kitzinga zween oder drey Sklaven, die ihre Sachen tragen, und sie selbst

nach

nach dem Orte ihrer Bestimmung hinführen sollten. Noch denselbigen Abend langten sie in der Hauptstadt Buali an, wo man ihnen, neben der Wohnung ihres Wirths, eine kleine Hütte anwies, in der sie nichts weiter, als zwo Matten, und zwey Kopfkissen von Kattun, vorfanden. Kitzinga ließ ihnen bald ihr Abendessen bringen, das aus Manioc, verfaulten Fischen und Bananas-Früchten bestand, welches leztere Gericht mit innländischem brennenden Pfeffer übermäßig gewürzt war. Ihr gütiger Wohlthäter suchte ihnen selbst die besten Stücke aus, biß selbst erst etwas davon, und überreichte ihnen das übrige mit der größten Freundlichkeit.

Am folgenden Tage brachen sie auf, um das ihnen von Kitzinga zugestandene Gut zu erreichen, und durchgiengen die Stadt Buali von einem Ende bis zum andern. Diese Hauptstadt, die in Ansehung ihrer Gebäude mit unsern armseligsten Dörfern nicht verglichen werden kann, ist von großem Umfange, und scheint sehr bevölkert zu seyn. Sie ist in eben so viele Dörfchen getheilt, als sie Familien in sich schließt, wovon eine jede

so viel Land neben ihren Hütten besitzt, als sie zu ihrem Unterhalte braucht. Die Straßen, oder vielmehr die Fußsteige, in dieser Stadt sind ganz zahllos, und so enge, daß nicht zwo Personen neben einander gehen können. Es wächset hier ein so hohes Gras, daß man davor an verschiedenen Stellen die Häuser nicht sehen kann. In der Ferne sieht die Stadt einem Walde ähnlich, weil in ihrem Bezirke sowohl, als um sie herum, viele Palmbäume gepflanzt sind. Von Buali aus kamen die Mißionarien endlich, nach vielen Beschwerlichkeiten, die sie beym Durchwaten durch Moräste und Bäche ausgestanden hatten, fast ganz erschöpft, in dem Dorfe Kibota an, das Kitzinga ihnen zu ihrem Aufenthalte bestimmt hatte.

Die Mißionarien waren nicht so bald in einem seiner Häuser abgetreten, als alle Einwohner des Orts, Männer, Weiber und Kinder, sich versammleten, und ihnen, zum Zeichen der Freundschaft, ihre Hände anboten. Sie wunderten sich alle sehr über die Ordenskleider, die die Mißionarien angelegt hatten, noch mehr aber über die Menge von Kleidungsstücken, die sie eben verlassen hatten.

Sie

Sie zählten sie alle mit großer Neugierde, und lachten dabey aus vollen Kräften. Die Weiber nahmen es gar nicht übel, als die Mißionarien ihnen zu verstehen gaben, daß sie nicht zu ihnen in ihre Hütte kommen, und sich überhaupt die Brüste bedecken müßten.

Nicht lange nach ihnen langte Kitzinga an. Er sagte ihnen, daß er sich entschlossen hätte, Christ zu werden, und daß er, nach empfangener Taufe, beständig bey ihnen in Kibota bleiben wollte. — Die Veränderung der Luft aber, verbunden mit den großen Beschwerlichkeiten, und dem Mangel gesunder Nahrungsmittel, verdarben und schwächten die Gesundheit der Mißionarien so sehr, daß einer von ihnen, Msr. Astelet de Clais, krank wurde, und starb. Nicht lange nach seinem Tode wurden die beyden übrigen von einem heftigen, hartnäckigen Fieber überfallen, das sie zwang, das, seiner Moräste wegen, ungesunde Kibota, nach einem Aufenthalte von zehn Monathen, zu verlassen. Sie näherten sich den Europäischen Niederlagen an der Küste, und blieben in dem Dorfe Kucku, wo ihre Gesundheit durch die verbesserte Luft

und

und Nahrung bald wieder hergestellet ward. Allein, die Einwohner der umliegenden Gegenden waren weder so unschuldig, noch so begierig nach den Wahrheiten der christlichen Religion, als diejenigen, von denen sie sich getrennt hatten. Diese Gleichgültigkeit sowohl, als neue Krankheiten, von denen sie wieder ergriffen wurden, bewogen sie endlich, nach reifen Ueberlegungen, Afrika zu verlassen, und nach ihrem Vaterlande wieder zurück zu kehren.

Eben diese Abreise des Vorstehers, und seines Gehülfen, die der Mißion einen gänzlichen Untergang zu drohen schien, eben diese wurde eine Veranlassung, daß sie auf eine viel vortheilhaftere Art gegründet wurde. Während, daß zween Mißionarien (die Herren Belgarde und Sibire) von Loango nach Frankreich absegelten, traten zween andere (Descourvieres und Joli) schon ihre Reise nach Afrika an. Der Vorsteher der Mißion wußte zwar wohl, daß die Leztern sich entschlossen hatten, nach Loango zu kommen; weil er aber den Brief, worinn ihm ihre Abreise und baldige Ankunft gemeldet wurde, nicht erhalten hatte, so hoffte er,

sie noch in Frankreich anzutreffen. Sie hatten sich aber schon im März 1768 zu Nantes eingeschifft, und langten im August desselbigen Jahrs vor Cabinde an. Mit großer Betrübniß erfuhren sie, daß ihre Brüder Afrika schon verlassen hatten, und wurden nur einigermaßen durch die Nachricht getröstet, daß man sie allenthalben gütig empfangen, und lehrbegierig gehört hätte. Einer von ihnen gieng sogleich, um sich von der Abreise der Mißionarien selbst zu überzeugen, in einem Canot von Cabinde nach dem Hafen von Loango, der nur zwanzig Meilen (Lieües) von jenem entfernt ist, fand aber die Nachricht, die man ihnen gegeben hatte, nur zu sehr bestätigt. Auf seiner Rückreise von Loango nach Cabinde landete er in Malimbe, einem Hafen des Königreichs Kakongo, an, und erkundigte sich bey dem Mäfuke, ob es europäischen Geistlichen erlaubt seyn würde, in diesem Königreiche die wahre Religion zu predigen. Die Antwort war so günstig, als man sie nur erwarten konnte: Er könne ihnen zwar die verlangte Erlaubniß, ohne Wissen des Königs, nicht geben, wolle aber in ihrem Namen darum

bitten,

bitten, und zweifele gar nicht, daß sie werde zugestanden werden.

Nachdem der eine Mißionar sich mit seinem Gehülfen in Cabinde wieder vereinigt hatte; gewann in ihnen folgende Betrachtung allmälig die Oberhand: daß sie nicht mehr Eifer und Klugheit besäßen, als ihre Vorgänger, die Afrika wieder verlassen hätten, und daß sie also, bey gleich ungünstigen Aussichten, am besten thun würden, ihrem Beyspiele zu folgen, und nach Europa zurück zu kehren. Sie begaben sich daher, diesem Entschlusse zu Folge, am Bord eines französischen Schiffes, das nach Europa abgehen wollte, erhielten aber, während der Zögerung der Abreise, einen Brief, der sie plözlich zur Aenderung ihres Vorsazes brachte. Dieser Brief war von einem Franzosen, im Namen eines Negern, geschrieben, der viele Jahre, als ein guter Christ, in St. Malo gelebt hatte, aber nach seinem Vaterlande zurück gegangen war, und sich nur einige Stunden von Malimbe im Königreich Kakongo aufhielt. Er erfuhr es von einem französischen Capitain, daß zween Mißionarien aus Europa in Cabinde angekommen wären,

aber sich auch schon entschlossen hätten, nach Frankreich zurück zu kehren. Er ließ daher unverzüglich an sie schreiben, und sie aufs flehentlichste bitten, doch in Afrika zu bleiben; er selbst habe die größte Sehnsucht, das Abendmahl zu geniessen; er habe ferner seine Frau in der christlichen Religion unterrichtet, und allen seinen Verwandten und Nachbarn die größte Begierde darnach eingeflößt: diese würden sich alle taufen lassen, und zur christlichen Religion bekennen, wann sie zu ihnen kommen wollten. Den Mißionarien solle es niemals an etwas nothwendigem fehlen; er selbst wolle ihnen dienen, und in Erlernung der Landessprache behülflich seyn, weil er französisch verstünde. —

Nach der Lesung dieses Briefs, und einer genauern Prüfung seines Innhalts, entschlossen sich die Mißionarien, in Afrika zu bleiben, um so mehr, da sie von den Schiffsleuten hörten, daß die Luft im Königreiche Kakongo gesünder, als in Loango, sey, wo ihre Vorgänger sich niedergelassen hatten, und daß sie also von Krankheiten weniger zu befürchten haben würden. Sie liessen daher ihre Sachen wieder aus dem Schiffe bringen, und

kamen

kamen den sechs und zwanzigsten September 1768 im Königreich Kakongo an, welches jezt der Mittelpunkt der Mißion ist. Das Dorf, worinn der Neger wohnte, und wohin sie sich begaben, liegt auf einer angenehmen Anhöhe, nahe an dem Ausflusse des Loango Luisa, und nur um einige Stunden von den europäischen Factoreyen an der Seeküste entfernt.

Gleich nach ihrer Ankunft giengen die Mißionarien zur vornehmsten Person des Orts, zum Maputi, um ihm die Absichten ihrer Reise bekannt zu machen. Er nahm sie nicht allein sehr gütig auf, sondern besuchte auch in ihrem Namen den Mafuke, oder obersten Aufseher der Seeküsten, um ihnen die Erlaubniß, im Lande sich niederlassen zu dürfen, auszuwirken. Allein, dieser Neger, dem sie keine Geschenke gemacht hatten, gestund ihnen weiter nichts zu, als daß sie sich nahe an den Niederlagen der Europäer, nicht weit vom Meere, aufhalten dürften. Sie wandten sich daher an den Mangove, der von ohngefähr in die Gegend ihres Aufenthalts kam, und baten sich das von ihm aus, was der Mafuke ihnen abgeschlagen hatte. Er bewilligte

ihnen

ihnen zwar anfangs ihre Bitte; weil er aber bald nachher hörte, daß der Masuke durch diese den Europäern erwiesene Gnade beleidigt werden würde, so nahm er sein erstes Versprechen zurück, versicherte sie aber zu gleicher Zeit, daß sie nichts dabey verlieren sollten: er wolle ihnen nämlich in Kingeln, der Hauptstadt des Königreichs, einen ruhigen Siz verschaffen, und den König selbst zu überreden suchen, daß er sich und seine Kinder von ihnen in einer Religion unterrichten liesse, die die wahre seyn müsse, weil sie ihrentwegen ihr Vaterland verlassen, und unsäglichen Gefahren sich ausgesezt hätten. Er ließ sogar, ohne ihr Wissen, auf einer seiner Besizungen, die drey bis vier Meilen von der Hauptstadt entfernet ist, ein Gebäude nach dem Muster der Europäischen Häuser, an der Seeküste, aufrichten, und schickte auch, nachdem es fertig war, einen Haufen von etwa funfzehn Sklaven an sie ab, die sie, und ihre Sachen, hinbringen sollten. Allein, diese geriethen unterweges mit den Sklaven eines andern Herrn ins Handgemenge, wurden geschlagen, und flüchteten daher nach Hause, ohne das ihnen aufgetragene Geschäft auszurichten. Nach diesem Vorfall

schien

schien der Mangore die Mißionarien ganz zu vergessen. In der Erwartung seiner Befehle legten sie sich mit Eifer auf das Studium der Sprache, in welcher der christliche Neger, dessen ich oben erwähnt habe, ihnen lange so behülflich nicht war, als sie es erwartet hatten. Dagegen lernten sie einen andern, mit Namen Sagne, kennen, der sich auch in Frankreich aufgehalten hatte, aber viel geschickter, als der erstere, war. Sie liessen sich zween Monathe von ihm unterrichten, und brachten, mit seiner Hülfe, ein Wörterverzeichniß zu Stande, was sie vorher schon angefangen hatten.

Weil sie aber noch immer keine Nachricht von Mangore erhielten; so entschloß sich zulezt einer von ihnen, im Gefolg eines Sohns des Königs, der ihnen einen Besuch gemacht hatte, nach Kingele abzugehen, und dem Minister von neuem sich zu empfehlen. Er langte auch glücklich am neunzehnten Jenner in der Hauptstadt an, die Loango völlig ähnlich ist, aus mehrern Tausenden von Hütten besteht, und mit einer großen Menge von Palmen und andern stets grünenden Bäumen umgeben ist. Sie hat nicht allein reine und gesunde Luft,

sondern noch überdem den großen Vortheil, daß man in ihr gar nicht von Fliegen und Mücken gequält wird, die sonst in heissen Ländern so beschwerlich sind.

Gleich nach seiner Ankunft wurde der Mißionar vor den König gelassen. Er stellte ihm vor: wer er, und sein Gehülfe wären, warum sie ihr Vaterland verlassen hätten, und in seinem Reiche einen Siz suchten? Der König hörte ihn mit eben so vielem Erstaunen, als Vergnügen, an, gab ihm nicht allein die Erlaubniß, sondern befahl ihm sogar, in Kingele zu bleiben, und trug es dem Mangore auf, Wohnungen für den Mißionar, und seine Mitbrüder, zubereiten zu lassen.

Der Mangore bot dem Mißionar das Haus an, was er für ihn hatte bauen lassen; allein, dieser lehnte die Güte des Ministers auf eine höfliche Art ab, und bat sich, nach dem Willen des Königs, ein Haus in Kingele aus, das ihm dann auch zurechte gemacht wurde.

Gleich nach diesen glücklichen Vorfallenheiten wurden beyde Mißionarien krank, der eine an der Seeküste, der andere zu Kingele. Sobald der König dieses erfuhr, gab er die gemessensten Befehle für die gute Pflege des Kranken, besuchte ihn sogar selbst, und ließ ihm ein besseres Haus, und eine Art von Bette zurechte machen, weil er gehört hatte, daß die Wohnung des Mißionar's nicht gesund sey, und die Europäer überhaupt, auf Matten zu schlafen, nicht gewohnt wären. Die Krankheit verlor sich allmälig, und der Mißionar war schon ganz wieder hergestellt, als er das Vergnügen hatte, seinen an der Küste zurück gelassenen Bruder am drey und zwanzigsten Februar gesund bey sich zu sehen. Sie begaben sich unverzüglich zum Könige, der sich sehr freuete, sie ganz wieder hergestellt zu sehen, sie seiner Gnade versicherte, und ihnen einige kleine Geschenke anbieten ließ. Einige Zeit nachher ließ er eine königliche Erklärung ausgehen, daß er die Diener des wahren Gottes in seinen besondern Schuz nehme, und alle diejenigen mit dem Tode strafen lassen würde, die sich unterstünden, ihnen Leides zu thun. Er befahl ihnen, sich allemal, wenn sie etwas zu bitten

hätten,

hätten, unmittelbar an ihn selbst zu wenden. Er wisse, sezt er hinzu, was er ihnen schuldig sey, ungeachtet er noch nicht so glücklich geworden, den wahren Gott kennen zu lernen, den sie ihm, und seinen Völkern verkündigen wollten. Die Mißionarien machten sich die gegebene Erlaubniß zu Nuze, und einer von ihnen ließ eines Tages merken, daß er einige Sklaven brauche, um die an der Küste zurück gebliebenen Sachen nach Kingele bringen zu lassen. Der König gab ihm nicht allein sogleich funfzehn Sklaven, sondern auch seinen eigenen Hamac, oder eine Art von leichter Sänfte, die von zween starken Sklaven entweder auf dem Kopfe, oder den Schultern getragen wird. Dies war nicht das einzige mal, wo er ihnen seine Sänfte, oder seine Sklaven zu gewissen Arbeiten überließ. Die Gnade des Königs zog ihnen die Achtung und Besuche aller Prinzen, und Großen des Königreichs zu.

An einem Tage, als die Mißionarien ihre Aufwartung beym Könige machten, baten sie ihn, eine Kapelle für sie bauen zu lassen, welches er auch sogleich bewilligte. Er befahl dem Mangore,

die

die gehörigen Anstalten dazu zu treffen; allein, dieser Minister, der nicht so uneigennüzig war, als er anfangs geschienen hatte, richtete den Auftrag seines Herrn nicht eher, als nach Erhaltung eines Geschenkes, aus. In dieser Kapelle sahen sie mit Vergnügen, während der Messe, einige christliche Negern, die aus der Herrschaft Sagno gebürtig waren, und sich, des Handels wegen, eine Zeitlang in Kingele aufhielten. (Sagno war ehemals eine Provinz von Congo, in welchem Königreich das Christenthum, wie bekannt ist, seit langer Zeit sich festgesezt hat.) Diese Fremdlinge machten es, bey ihrer Rückkehr ins Vaterland, bekannt, daß europäische Geistliche in Africa angekommen wären, und einige von ihnen luden, da sie in ihren Geschäften wieder nach Kingele kamen, die Missionarien, im Namen des Fürsten von Sagno, ein, in sein Gebiet herüber zu kommen. Allein, sie mußten diese Einladung ausschlagen, weil sie vom päbstlichen Stuhle nur die Erlaubniß hatten, in den Königreichen disseit des Zaire das Evangelium zu predigen.

Unter-

Unterdessen machten die Mißionarien in der Kenntniß der Landessprache immer größere Fortgänge, vorzüglich mit der Hülfe des Negers Sogne, der sich wieder einen ganzen Monath bey ihnen aufhielt. Sie waren schon so weit gekommen, einen kleinen Aufsaz in dieser Sprache machen zu können, als sie in einem der Söhne des Königs, Boman, eine sehr vortheilhafte Bekanntschaft machten. Dieser verstand seine Muttersprache vollkommen, und das Französische mittelmäßig, weil er sich eine Zeitlang in den französischen Niederlagen aufgehalten hatte. Er blieb oft einen großen Theil des Tages bey den Mißionarien, half ihnen einige Gebete, und einen Catechismus in die Landessprache übersezen, und wurde unter diesen Arbeiten der christlichen Religion selbst sehr geneigt. Er war aber nicht der einzige, den sie im Christenthum unterrichteten, ehe sie es öffentlich predigten: sie wandten sich fast an alle, die sich durch Einsichten, und gute Sitten allgemeine Achtung verdient hatten. Einige fühlten sich zu schwach, die Moral des Christenthums zu üben; andere hielten sich für zu alt, die Wahrheiten der Religion erkennen zu können, und diese baten daher,

sie

sie ihren Kindern vorzutragen; alle aber gestanden, daß ihre Lehren und Vorschriften eben so vernünftig, als untadelich, und dem alten Aberglauben, und Gözendienste des Landes weit vorzuziehen wären.

Nach solchen Vorbereitungen fingen die Mißionarien am Ende des Septembers 1769 zuerst ihren öffentlichen Unterricht an. Einer von ihnen trug an dreyen, auf einander folgenden Tagen, in Gegenwart des Königs und des Hofes, den Innhalt, die Wahrheit und Wichtigkeit der christlichen Religion so deutlich, als möglich, vor, und wurde mit allgemeinem Beyfall und Bewunderung angehört. Sein Gehülfe durchreisete unterdessen das Land, und suchte in den übrigen Städten, und Theilen des Reichs die christliche Religion zu verbreiten. Er fand bey allen Großen, besonders bey einer Comte des Königs in Malimba, und dem Ma-Kaja, einem Gouverneur der Stadt Kaja, vielen Eingang. Nicht allein sie selbst hörten den Reden des Mißionars mit vieler Aufmerksamkeit zu; sie versammleten auch ihre Vasallen und Unterthanen, von denen der Mißionar allen Ganga's

des

des Landes vorgezogen wurde. Nur einer, oder der andere unter den Großen war mit der Strenge der christlichen Moral nicht zufrieden; doch sagten sie alle, daß sie es gerne sehen würden, wenn ihre Unterthanen sich zur christlichen Religion bekenneten. Sie selbst wären bereit, ihre Kinder taufen zu lassen, sobald der König mit den Seinigen den Anfang würde gemacht haben.

Der König von Kakongo gab von Tage zu Tage immer neue Beweise seines Eifers für die christliche Religion, und war eben im Begrif, den Missionarien eine geräumige Kirche bauen zu lassen, als sie gezwungen wurden, wieder nach Frankreich zurück zu kehren. Einer von ihnen war von einer Krankheit, die ihn zu Kingele überfallen hatte, noch immer nicht wieder hergestellt, und sah nichts, als einen unvermeidlichen Tod vor Augen, wenn er im Lande bleiben würde. Er gieng daher, auf beständiges Zureden seines Gehülfen, im Januar 1770 zu Schiffe, und verfertigte auf der Reise, die seine Gesundheit besserte, zu seinem, und seiner Brüder Gebrauch, eine Grammatik der Negernsprache. Nicht lange nach dieser Abreise wurde

der zurück gebliebene Mißionar gleichfalls krank, und entschloß sich daher, seinem ehemaligen Mitarbeiter zu folgen. Der König aber wollte anfangs in seine Abreise durchaus nicht willigen, und ließ sie zulezt, nur unter dem Versprechen einer baldigen Rückkehr, zu. — Auf diese Art gieng die Mißion zum zweytenmale unter, die aber doch wenigstens den Vortheil hatte, daß man das Genie der Negern, wie ihre Sprache, immer mehr und mehr kennen lernte.

Gleich nach der Ankunft des ersten Mißionars in Frankreich versammleten sich alle, die in Afrika gewesen waren, um über die besten Mittel zu rathschlagen, die Mißion von neuem auf einem festern Grunde aufzubauen. Zween von ihnen giengen nach Paris, liessen ihre Vorschläge in einem kleinen Memoire bey Knapen drucken, und erhielten nicht nur den Beyfall der Erzbischöfe von Paris, Tour, und der ganzen versammleten französischen Geistlichkeit, sondern auch die Einwilligung des päbstlichen Stuhls. (1772.) Schon im Anfange des folgenden Jahrs waren sechs Geistliche, und eben so viele Layenbrüder, die zum Anbau des

Landes bestimmt waren, fertig, nach Afrika unter Segel zu gehen. Allein, alle Schiffscapitaine wollten nur zween oder drey mit wenigem Gepäcke, nicht aber alle auf einmal, mitnehmen. Es war ihnen aber viel daran gelegen, beysammen zu bleiben, weil diejenigen, die die Sprache der Negern verstanden, die übrigen auf der Reise darinn unterrichten wollten. Aus dieser Verlegenheit zog sie ein Kaufmann in Nantes, der ein kleines Schiff für sie ausrüstete, das sie am siebenten März zu Pain-beuf bestiegen. In der Folge giengen die Mißionarien entweder auf königlichen Schiffen, oder doch auf Unkosten des Königs, nach Afrika über.

Nach einer glücklichen Fahrt erreichten sie endlich am acht und zwanzigsten Junius 1773 die Küste von Jomba. Dies Königreich gränzt an das von Loango, und man redet darinn dieselbige Sprache. Den ersten Julius wurden sie vor den König gelassen, stellten ihm den Endzweck ihrer Reise vor, und fragten, ob es einigen unter ihnen erlaubt seyn würde, sich dereinst in seinem Reiche niederzulassen, um seinen Völkern die wahre Re-

ligion zu verkündigen. Er bewilligte nicht nur dieses, sondern bat sie inständigst, sogleich in seinen Staaten zu bleiben: er wolle sie an gar nichts Nothwendigem Mangel leiden lassen.

Die Mißionarien waren eine Zeitlang unschlüssig, ob sie diese vortheilhaften Bedingungen annehmen sollten, oder nicht. Weil sie aber bedachten, daß die Luft in Jomba nicht so gesund ist, als in Kakongo, und daß Krankheiten bis dahin alle ihre Absichten vereitelt hatten; so entschlossen sie sich endlich, ihre Niederlassung in Jomba so lange aufzuschieben, bis sie sich zur Afrikanischen Luft, und Nahrung mehr gewohnt hätten. Der König sah sie, nicht ohne Sehnsucht, abreisen, versprach ihnen aber, sie jederzeit aufs gnädigste zu empfangen.

Weil der Schiffcapitain, der sie an den Küsten von Jomba ausgesezt hatte, es, unter allerley Vorwand, von einem Tage zum andern aufschob, sie nach Kakongo überzubringen; so faßten sie endlich den Entschluß, die Reise zu Fuß zu machen. Die erste Nacht brachten sie unter ihrem Zelte an einer Wasserquelle zu, und machten ein großes

Feuer

Feuer an, theils um die schädlichen nächtlichen Ausdünstungen zu zerstreuen, theils um sich gegen die Tiger, und andere wilde Thiere zu schüzen. In den folgenden Tagen flohen entweder die Negern, die sie unterwegs antrafen, vor ihnen weg, oder versammleten sich auch, voll Verwunderung, um sie her. Allenthalben wurden sie mit der größten Gefälligkeit und Gastfreundschaft, sowohl von den gemeinen Leuten, als von den Vorstehern der Dörfer, aufgenommen, ein einziger Flecken, Kilongo, ausgenommen, dessen Einwohner ihnen etwas zu essen weder geben, noch verkaufen wollten. Sie sezten daher ihren Weg weiter fort, und lagerten sich, erschöpft von Hunger und Müdigkeit, an einem Walde, als sie von ohngefähr beym Holzholen eine kleine Hütte entdeckten, in welcher keiner von den Bewohnern sich antreffen ließ. Sie fanden aber doch noch Feuer, und einen großen Vorrath von Manioc, frischen und alten, rohen und gekochten, nebst vielen Palmennüssen. Sie erwarteten eine Zeitlang den Herrn des Hauses, machten sich aber zulezt, als keiner sich blicken ließ, die gefundenen Nahrungsmittel zu Nuze. Auch nahmen sie den folgenden Morgen so viel

mit auf ihrer Reise, als sie brauchten, und wurden gegen Abend von einem Sklaven, der dem Schwager des Königs von Loango zugehörte, eingeladen, bey ihrem Herrn einzukehren. Sie konnten dieses Anerbieten nicht nuzen, weil sie zu sehr ermüdet waren, als daß sie bis zur Wohnung dieses Herrn hätten gehen können; sie übernachteten daher in einer Halle, worunter die Negern Salz zu machen pflegen, wurden aber am folgenden Morgen auf das höflichste von dem ihnen entgegen kommenden Herrn empfangen, und beym Abschiede mit so vielen Lebensmitteln versehen, als sie auf ihrer ganzen übrigen Reise brauchten. Sie langten endlich am eilften Julius in Loango an, und genossen auf ihrem ganzen Wege, von Jomba nach Loango, die reizendsten Aussichten, weil sie allenthalben große Wälder antrafen, die von schönen Thälern, oder Wiesen durchschnitten waren, auf welchen das hohe Gras die Fruchtbarkeit des Bodens ankündigte.

Sobald die Mißionarien sich nur einigermaßen von den Beschwerlichkeiten der Reise erholet hatten, giengen sie nach Buali, der Hauptstadt des

Königs

Königreichs Loango, ab. Sie wurden gleich nach ihrer Ankunft, in Gegenwart der vornehmsten Bedienten, vor den König gelassen, der sich nach ihrem Anliegen erkundigte. Hierauf stellte einer von den Mißionarien, der die Sprache des Landes am fertigsten redete, Herr Descourvieres, dem Könige und seinem ganzen Hofe erstlich das Ungegründete und Lächerliche der Religion, die sie bisher geglaubt hätten, und dann die Wahrheit und den Innhalt der seinigen, vor, bat endlich, daß es ihnen erlaubt seyn möchte, seinen verblendeten Unterthanen den einzigen wahren Gott, und die rechte Art, ihn zu verehren, bekannt zu machen. Der König hörte ihm nicht nur aufmerksam zu, sondern dankte auch ihm, und seinen Gehülfen, für ihre gute Absichten, und erbot sich sogleich, ihnen, wenn sie bleiben wollten, ein Gut in seinem Königreich zu geben, wovon sie alle leben konnten. Sie lehnten diesen gnädigen Antrag vors erste ab, versprachen aber, sobald, als möglich, wieder zu kommen. Als sie sich in Kakongo eine Zeitlang aufgehalten hatten, schickte ihnen der König von Loango eine Botschaft, und erinnerte sie an ihr Versprechen, welches sie auch mit dem ehesten zu erfüllen angelobten.

Die

Die Mißionarien hatten bisher zu viel ausgestanden, als daß sie ihre Reise nach Kakongo zu Fuß hätten fortsezen können. Sie segelten daher in einer alten Schalupe ab, die sie von einem gewissen Capitain erhalten hatten, und wovon sie die einzigen Führer waren. Nach vielen Ungemächlichkeiten kamen sie endlich an den Küsten von Kakongo an. Sie erhielten von den Capitains, die sich in den französischen Niederlagen fanden, alle mögliche Unterstüzung; allein, dessen ungeachtet sturben, gleich nach ihrer Ankunft, zween von ihrer Gesellschaft, ein Layenbruder, und Mr. Racine, ein Geistlicher. Zween andere Mißionarien giengen nach der Hauptstadt, und erhielten auch unverzüglich eine Audienz beym Könige. Dieser gute Herr dankte ihnen für den edlen Entschluß, den sie gefaßt hätten, alles aufzuopfern, um seine Unterthanen in der wahren Religion zu unterrichten, und überließ es ihnen, wo sie wollten, den Plaz zu ihrer künftigen Wohnung, und so viel Land, als sie brauchen würden, auszusuchen. Sie wählten hierauf eine offene Ebene, nicht weit von einem Dorfe, Kilonga, und machten dem Könige ihre Entschliessung kund. Dieser schickte sogleich

einen Befehl an den Vorsteher des Dorfs, den Mißionarien auf alle Weise behülflich zu seyn, und überließ ihnen von seinen Sklaven so viele, und auf eine so lange Zeit, als sie sie brauchen würden, um ihre künftige Wohnung einzurichten. Sie bezogen endlich am siebenzehnten September 1773 ihr neues Haus, das sehr angenehm auf einer Anhöhe liegt, und auf der einen Seite ein schönes Feld, auf der andern stets grünende Wälder hat. In den Ländereyen, die der König ihnen geschenkt hat, findet sich auch ein See von süßem Wasser, der ihnen gute Fische im Ueberfluß geben würde, wenn sie nur jemand hätten, der sie fangen könnte.

Nachdem die Mißionarien ein wenig zur Ruhe gekommen waren, legten sie sich alle, mit dem größten Eifer, auf die Erlernung der Landessprache. Der König fährt noch immer fort, sie zu beschüzen, und gab ihnen, auf ihr Bitten, einen Sklaven, der groß genug war, um ihnen aufwarten zu können, und zugleich so jung, daß er die Eindrücke der Wahrheit und Tugend leicht aufnehmen konnte. Der Ma-Kaja ist in ähnlichen Gesinnungen,

und hat gleichfalls versprochen, ihnen einen jungen Sklaven zu schenken, der sie auf ihren apostolischen Wanderungen begleiten, und ihnen in der Bearbeitung ihrer Felder helfen könnte.

Bisher hatten die Mißionarien nicht die geringste Spur vom Christenthume im Lande entdecket. Sie erfuhren daher im lezten Jahre (1775) mit eben so vieler Verwunderung, als Freude, daß sich in ihrer Gegend ein Häuflein von Christen aufhalte. Msr. Descourvieres, der gegenwärtige Vorsteher der Mißion, hat hierüber in einem Briefe an Msr. Belgarde, den Besorger ihrer Angelegenheiten in Frankreich, folgende Nachrichten mitgetheilt:

Schon seit einigen Jahrhunderten haben die Portugiesen das Licht des Evangelii im Königreich Congo ausgebreitet, und, den Nachrichten des Cardinal Castelli zu Folge, finden sich noch jezt mehrere hundert tausende von Christen nur allein in diesem Königreiche. Die Dominicaner aus Portugall waren die ersten Mißionarien; doch nahmen auch andere Orden und Weltgeistliche an diesem guten Werke Theil. Seit einiger Zeit

haben die Capuziner allein das ganze Königreich zu besorgen, und sie sind daher gezwungen, ganze Provinzen zu verlassen, oder nur in mehrern Jahren einmal zu besuchen. Unter diesen ist Sogno, die jezt eine unabhängige Herrschaft ist. In diesem Lande werden die Kinder schon lange nicht mehr getauft: und Erwachsene haben auch eben so lange der Sacramente entbehren müssen. Doch bleiben die armen Einwohner noch immer der christlichen Religion getreu, und bekennen sie öffentlich. Sie erhalten das Andenken der meisten Geheimnisse und Gebote, die sie ihren Kindern mit der größten Sorgfalt beybringen, und haben den größten Abscheu vor der Abgötterey. Weil sie keine Seelenhirten haben, so suchen sie sich selbst, so gut sie können, zu führen, versammlen sich regelmäßig alle Sonntage, und singen Lobgesänge, zu Ehren des wahren Gottes. Bisweilen hält der Vorsteher, oder einer der Aeltesten des Dorfs, eine Ermahnung ans Volk, um es zum christlichen Leben zu ermuntern, wodurch sie sich würdig machen könnten, daß Gott ihnen Seelenhirten und getreue Führer auf dem Wege zur Seligkeit schicke.

Weil die Herrschaft Sogno sehr bevölkert ist, so kam seit mehrern Jahren ein Theil ihrer Einwohner über den Fluß Zaire, und nahm, mit Erlaubniß des Königs von Kakongo, eine unbebaute Ebene seines Staats ein. Diese Colonie macht fast eine kleine, von den übrigen abgesonderte, Provinz aus, worinn Manguenzo das wichtigste Dorf ist. Die Zahl der Christen mag, den sichersten Nachrichten zu Folge, ohngefähr auf vier Tausend steigen. Die Mißionarien entdeckten diese ihre Brüder auf folgende Art: Im Monath Junius des vorigen Jahrs (1775) kam ein Neger nach Kilonga, um Mehl von türkischem Waizen zu verkaufen. Die Einwohner, welche wissen, daß die Europäer das Brod dem Manioc vorziehen, wiesen ihn an die Mißionarien, und er kam daher in keiner andern Absicht zu ihnen, als, sein Mehl abzusezen. Weil aber dieser Neger, der aus Manguenzo gebürtig war, Europäer sah; so vermuthete er gleich, daß sie Christen wären: und um sich davon zu überzeugen, sagte er, daß er selbst sich zum Christenthum bekenne, daß sein Name Pedro sey, daß der Vorsteher der ganzen Colonie mit ihm einerley Glauben habe, und Dom Juan heisse.

Unter

Unter allen Unterthanen des Lezten fänden sich nur einige wenige heidnische Familien; seit ihrer Einwanderung in das Königreich Kakongo aber wären die Kinder der Christen nicht getauft, und die Ehen nicht nach den Gesezen der Kirche geschlossen worden. Seit zwanzig Jahren hätten sie schon keinen Geistlichen mehr unter sich gesehen; sie suchten aber, dessen ungeachtet, immer christlich zu leben, und sich von der Abgötterey entfernt zu halten.

Die Mißionarien sagten ihm hierauf, daß sie selbst Geistliche wären, und ihm so bald, als möglich, folgen wollten. Pedro war für Freuden ausser sich, bat sie aber, sich nicht eher auf den Weg zu machen, als bis aus ihrem Mittel Führer, und von ihrem Vorsteher Nachrichten angekommen wären, welche beyde nicht lange ausbleiben sollten.

Pedro eilte auch wirklich mit der größten Geschwindigkeit nach Hause, und breitete die Nachricht, die er mitbrachte, bald unter allen seinen Glaubensgenossen aus. Keiner freuete sich über

die

die baldige Ankunft der Mißionarien mehr, als Dom Juan, der Vorsteher der ganzen Colonie. Er schickte unverzüglich den Pedro mit zehen Sklaven zurück, die die Sachen der Mißionarien, und, wenn es nöthig wäre, die Mißionarien selbst nach Manguenzo bringen sollten. Sie beredeten Pedro, einen Tag in Kilonga auszuruhen: und am folgenden Morgen reisete Herr Descourvieres allein mit seiner Begleitung ab.

Weil der Weg durch die Hauptstadt gieng, so hielte der Mißionar es für seine Pflicht, dem Könige aufzuwarten, und ihm von seiner Reise Rechenschaft zu geben. Der König billigte die Reise anfangs sehr, rief aber bald nachher die gegebene Erlaubniß zurück. Der Mißionar hatte es nämlich mit dem Mangove dadurch verdorben, daß er sich unmittelbar an den König, und nicht auch an ihn, gewendet hatte. Dieser suchte daher sein Betragen beym Könige, über den er viele Gewalt hatte, verdächtig zu machen; und hierinn lag also der Grund der plözlichen Willensänderung des Königs. Der Mißionar versuchte alles, um ihn auf andere Gedanken zu bringen: allein vergebens.

Er mußte sich also vors erste entschliessen, nach Kilonga, wie Pedro nach Manguenzo, zurück zu kehren.

Pedro erzählte dem Dom Juan alles, was vorgegangen war. Dieser schickte ihn sogleich mit einem Geschenk an den Mangove, der sein Verwandter war, zurück, und ließ sich die Erlaubniß ausbitten, daß der Mißionar zu ihnen kommen dürfte. Der Mangove bewilligte jezt alles, was man von ihm verlangte, und Pedro kam mit dieser angenehmen Nachricht bey dem Mißionar an, begleitet von einem Bedienten des Mangove, der sie bestätigte. Ungeachtet Herr Descourvieres ein kleines Fieber hatte, so reisete er doch, nach vier und zwanzig Stunden, mit Herrn Quiliel d'Aubigny ab, der die Sprache genug verstand, um ihn, im Fall der Noth, ersezen zu können.

Der siebente August war der Tag ihres Aufbruchs. Bey ihrer Ankunft in Kingele wurden sie von einem Bedienten des Mangove zum Könige geführt, weil er selbst krank war. Ganz wider alle Erwartung untersagte der König die weitere

Reise;

Reise; allein, der Mangove nahm es über sich, deswegen mit dem Könige zu reden, und befahl ihnen, nur, ohne weitern Aufschub, sich auf den Weg zu machen.

Am vierten Tage unserer Abreise von Kilonga kamen wir (fährt Herr Descourvieres fort) in einem Dorfe, Guenga, an, dessen Einwohner, wie wir hörten, Christen waren. Der Vorsteher desselben, der selbst ein Christ war, wollte uns gerne behalten; allein, Pedro gab es nicht zu. Wir giengen also weiter, und als wir uns Manguenzo zu nähern anfingen, schickte unser Begleiter aus den Sklaven, die wir bey uns hatten, den besten Läufer voraus, um dem Dom Juan unsere Ankunft zu melden. Dieser sendete uns sogleich einen seiner Verwandten, mit einer Menge von Sklaven, entgegen, die Palmwein, und andere Erfrischungen, für uns mitbrachten.

Manguenzo ist etwa zwölf französische Meilen von Kingele, und beynahe eben so weit vom Fluß Zaire entfernt. Das Dorf liegt sehr angenehm, auf einer Anhöhe, von welcher man mehrere andere,

dere, von ihm abhängige, Dörfer entdeckt, deren Zahl sich auf zwölf belaufen soll. An der mittäglichen Seite des Flusses sollen noch andere, von Christen bewohnte, Dörfer liegen, die gleichfalls von Sogno ausgewandert sind.

Als wir Manguenzo sehr nahe waren, stellten sich die Sklaven, die wir bey uns hatten, und die Einwohner des Orts, die uns entgegen gekommen waren, in ordentlichen Gliedern, in der Absicht, uns zuerst in die Kirche zu führen, wenn man anders eine Hütte so nennen darf, die von den Wohnungen der Negern sich fast durch gar nichts unterscheidet. Als wir über den öffentlichen oder Versammlungsplaz des Dorfes kamen, bemerkten wir ein Creuz, das etwa acht bis zehn Fuß hoch, und das erste war, was wir, nach unserer Ankunft in Afrika, in unglaubiger Erde aufgerichtet gesehen hatten. In der Kirche fanden wir eine Art von Altar, der mit einer Matte bedeckt war, und auf diesem Altar ein Crucifix.

Beym Herausgehen aus der Kirche fanden wir den Dom Juan, der uns in sein Haus führte.

Er

Er ließ sich die Geschichte unserer Reise und bisherigen Schicksale erzählen, nach deren Endigung er uns zum zweytenmale in die Kirche führte, um, wie er sagte, dem Herrn der Barmherzigkeit für die ihnen erzeigte Gnade zu danken. Er ließ das Volk zusammen rufen, welches auch bald herzukam: und nun stimmte ein Neger einen Gesang in der Landessprache an, dem mehre andere folgeten. Ungeachtet diese Sizung lange daurete, so währte uns doch die Zeit gar nicht lange, weil der Ton der Sänger und ihre Stellung selbst wahre und ungeheuchelte Andacht ausdrückten.

Nach der Endigung des Gottesdienstes liessen wir durch den Dom Juan den Christen des Orts wissen, daß sie morgen ihre Kinder zur Taufe bringen möchten; und eben so erhielten die christlichen Einwohner der umliegenden Dörfer Nachricht, daß sie an den folgenden Tagen ihre Kinder von europäischen Geistlichen taufen lassen könnten.

Dom Juan hatte uns eine Wohnung, und in dieser Wohnung eine Art von Bett zubereiten lassen. Er gab uns zugleich einen Sklaven zur

Aufwar-

Aufwartung, und alles, was wir zu unserm Unterhalt brauchten.

An dem Tage nach unserer Ankunft fanden sich die Mütter mit ihren Kindern, schon vor Tages Anbruch, auf dem Plaze ein, der der Kirche gegen über liegt. Nach einer kleinen Anrede an die Väter und Mütter tauften wir an diesem Tage (am zehnten August) sieben und vierzig, und am folgenden zwey und sechzig Kinder. Die armen Aeltern brachten uns zugleich reichliche Geschenke, die in türkischem Korne, in Manioc, Erbsen und Makuten bestanden, und zu unserm Unterhalt lange hingereicht hätten. Wir würden diese Gaben gerne zurück gegeben haben, wenn dieses nicht eine Beleidigung für die Geber gewesen wäre.

Wir tauften in den folgenden Tagen noch zwey hundert und sechs und zwanzig Kinder. Weil wir aber hörten, daß vors erste keine mehr ankommen würden; so nahmen wir am acht und zwanzigsten Abschied vom Dom Juan, mit dem Versprechen, daß entweder wir selbst, oder einige von unsern Brüdern, bald nach Manguenzo zurück kommen würden.

würden. Er ließ uns von Pedro und drey Sklaven begleiten, und schenkte uns zwo Ziegen, wovon wir eine dem Könige von Kakongo, bey unserer Durchreise durch Kingele, als ein Zeichen unserer Dankbarkeit, zu geben versprachen.

Auf unserer Rückreise übernachteten wir im Dorfe Guenga, und tauften den Abend, als wir ankamen, sechs und dreyßig, den folgenden Morgen aber fünf und zwanzig Kinder, wovon mehrere aus dem Dorfe Kiua waren, das wir gleichfalls besuchten. Wir waren eben im Begriffe, von diesem leztern Orte wieder aufzubrechen, als zwey Weiber mit ihren Kindern zu uns kamen, die uns in Manguenzo vergebens gesucht hatten, und uns deswegen gefolgt waren. Sie hatten schon dreyzehn Meilen gemacht, und freueten sich ausserordentlich, daß sie uns noch in Kiua getroffen hatten. Wir kamen endlich am zwey und zwanzigsten August zu unsern Brüdern in Kilonga zurück, und wir alle beschlossen, daß zween oder drey von uns nach Manguenzo abgehen sollten, um sich dort auf immer niederzulassen.

Allein,

Allein, diese zwote Reise wurde bisher durch ein bösartiges faules Fieber gehindert, das während ganzer sechs Monathe unter den Europäern wüthet, und zween von unsern Gehülfen, die Herren de la Roche, und Chatelain, hingerafft hat. Die Gesundheit von einigen andern ist ebenfalls sehr wankend, und man kann es als eine allgemeine Beobachtung annehmen, daß das Klima in Loango, Kakongo, und Kongo für Franzosen weit gefährlicher und tödtender, als für Italiener, ist.

Der gegenwärtige Zustand der Mißion ist ungefähr folgender: Das Land, das der König uns geschenkt hat, würde uns Manioc und andere Lebensmittel dieses Landes in hinlänglicher Menge liefern, wenn wir nur Arme hätten, die es bearbeiten könnten. Fünf von unsern Layenbrüdern sind gestorben, einer geht nach Frankreich zurück, und es bleiben uns also nur noch zween übrig. Vor einiger Zeit haben wir ein Stück Land von Negern bearbeiten lassen, um Manioc darauf zu pflanzen, und ihnen für ihre Arbeit europäische Waaren gegeben; allein, allen Berechnungen nach wird der Manioc uns eben so hoch zu stehen kommen,

nen, als wenn wir Lebensmittel aus Europa verschrieben hätten. Der Hirse, den wir gesäet hatten, ist vortreflich eingeschlagen: der Reis aber, den unsere Vorgänger ausgeworfen hatten, hat zwar Aehren, aber unfruchtbare, getrieben.

Unsere Kirchen oder Kapellen sind ganz nackt, ohne alle Verzierungen, und aus bloßen Binsen geflochten. Wenn wir dereinst Bretter aus Europa erhalten könnten, so würden wir sie damit nicht blos zierlicher, sondern auch fester machen können. Wir alle bitten aber auf das inständigste, alles mögliche zu thun, um uns Tabernakel, Leuchter, u. s. w. zu schicken, weil diese nicht allein in Kilonga, wo alle Sonntage viele Schiffsleute dem Gottesdienste beywohnen, sondern auch in Manguenzo nothwendig sind, wo Dom Juan die Kirche von neuem aufbauen läßt. Wir wollen ihn bereden, eine andere in einer gewissen Entfernung von Manguenzo errichten zu lassen, damit die Christen, die an den Ufern des Zaire wohnen, an Sonn- und Festtagen ihren Gottesdienst darinn halten können.

Unsere Abreise nach Manguenzo wird in einigen Tagen vor sich gehen. Wir wollen untersuchen, ob wir nicht ein Seminarium anlegen können, in welchem wir die Kinder der Negern anfangs zu den christlichen Tugenden, und nachher zu den Tugenden des geistlichen Standes gewöhnen wollen. Man würde uns die Erziehung der Kinder gerne anvertrauen, deren Unterhalt und Kleidung auch nicht viel kosten könnte. Eine solche Anstalt würde vielleicht die sicherste und leichteste Art seyn, das Christenthum in einem Lande zu erhalten, das für Europäer so gefährlich ist. Die Neger-Priester des grünen Vorgebirges üben alle geistliche Tugenden mit der größten Gewissenhaftigkeit aus. Vors erste aber hängt das Schicksal der Mißion ganz allein von der Zahl und Geschicklichkeit treuer Gehülfen ab, die man uns aus Europa nachschicken wird.

Beur-

Beurtheilung
der gegenwärtigen Geschichte
von
Loango und Kakongo,
wie auch
der vorhergehenden
Reisebeschreiber und Geographen,
in denen
sich Nachrichten von diesen Afrikanischen
Königreichen finden.

Afrika ist noch immer unter den vier größern Theilen, worinn man bis auf unser Zeitalter die Erde zerlegt hat, derjenige, den wir am allerwenigsten kennen. Habessinien ausgenommen, sind uns von diesem beträchtlichen Abschnitte unsers Erdkörpers nur allein die Küsten, und diese Küsten größtentheils nur so bekannt, als sie von vorbeysegelnden, oder frisches Wasser einnehmenden Seefahrern haben beobachtet werden können. Von dem schönsten und fruchtbarsten Theile, den das mittelländische Meer bespühlt, und der vormals dem an der Auszehrung des Despotismus kranken Italien fast ganz allein das Brod lieferte, hatten die erobernden und handelnden Römer eine viel genauere Kenntniß, als wir uns jezo aus den besten Reise-Beschreibungen davon verschaffen können.

Wenn wir Egypten, oder vielmehr nur das Delta, hinter Egypten Ober-Ethiopien, und an der nordwestliche Küste einige Häfen und Städte, ferner Nigritien, Nord- und Süd-Guinea, dann jenseits der Mittagslinie Congo, und endlich den kleinen Fleck an der südlichsten Spize ausnehmen, den die Holländer so sehr verschönert haben; so gehörten bis auf unsere Zeit fast alle übrigen Reiche von Afrika zu den unbekannten Ländern, von denen wir fast nichts, als die verstümmelten Namen, wußten, und die man eben deswegen mit grimmigen Elephanten und Löwen bemahlte, weil man die menschlichen, oder menschenähnlichen Einwohner, und deren Size nicht kannte.

Zu diesen unbekannten Gegenden von Afrika konnte man bisher auch denjenigen Theil der westlichen Küste rechnen, der sich von der Mittagslinie, bis an den Ausfluß des Zaire, oder den sechsten Grad südlicher Breite, erstreckt. Wenigstens war die Zahl der Beschreiber der unbeträchtlichen Königreiche, die diese Strecke Landes in sich faßt, so klein, ihre Nachrichten so wenig zahlreich, und

dabey so widersprechend, und oft unglaublich, daß man, wenn man sie gelesen hatte, von den beschriebenen Ländern und Völkern etwas zuverlässiges zu wissen, unmöglich sich schmeicheln konnte. Sonderbar ist es unterdessen, daß diese Gegenden bisher so unbekannt waren, da sie zwischen Guinea und Congo inne liegen, von denen wir, Egypten ausgenommen, unter allen Ländern von Afrika die meisten und sichersten Nachrichten haben; und daß unter den Schriftstellern, die von ihnen geredet haben, gerade der umständlichste derjenige ist, dessen Glaubwürdigkeit am wenigsten bewiesen und geprüft werden kann.

Dieser Armuth an Nachrichten über die vorhergenannten Reiche ist durch die gegenwärtige Geschichte einigermaßen abgeholfen worden: ich sage mit Fleiß einigermaßen; denn ungeachtet ich selbst das Buch zum Uebersezen anempfohlen, die Uebersezung durchgesehen, und, auch vieles daraus gelernt zu haben, bekenne; so hindert mich doch alles dieses nicht, die positiven Gebrechen sowohl, als die mangelnden Vollkommenheiten dieses Werks

einzu-

einzusehen und anzuzeigen. Der Verfasser dieses Aufsazes glaubte, daß es manchem Leser nicht unangenehm seyn würde, von einem Manne, der in Schriften dieser Art nicht ganz fremd ist, und Zeit und Gelegenheit hatte, die gegenwärtige Reisebeschreibung mit den vorhergehenden zu vergleichen, eine Beurtheilung beyder, sowohl dieser, als jener, zu hören. Eine solche Arbeit kann wenigstens diesem oder jenem den Werth und die Zuverläßigkeit dessen, was er gelesen und gekauft hat, bestimmen helfen. Ich darf wohl kaum erinnern, daß ich in den Auszügen und Prüfungen der ältern Nachrichten mein Augenmerk am meisten auf diejenigen richten werde, die mit den neuern französischen Mißionarien entweder in offenbarem Widerspruche stehen, oder solche, die am meisten unglaubwürdig scheinen, bestätigen, oder endlich beträchtliche Zusäze zu demjenigen enthalten, was die Mißionarien zu flüchtig beobachtet, und zu kurz aufgeschrieben haben.

So, wie man dem Abte Proyart, dem Ordner und Bearbeiter der ihm von den Mißionarien

anvertrauten Papiere, weniger unzeitigen Eifer für eine Religion, die eines solchen Vertheidigers in einer solchen Schrift im geringsten nicht brauchte, weniger Groll gegen die neueren Philosophen, die er nur aus Verläumdungen zu kennen scheint, etwas mehr Mäßigkeit im declamatorischen Tadel der Sitten seines Volks, und endlich weniger Lobrednerton in den Beschreibungen afrikanischer Tugenden, hätte wünschen können; eben so wird man auch bey der Lesung des Werks Anlässe genug zu einem andern Wunsche finden, daß nämlich die Mißionarien, neben ihren übrigen christlichen Tugenden, weniger Behendigkeit im Taufen von Mohrenkinder, und dagegen eine größere Kenntniß der Naturgeschichte, mehr Sprach- und Beobachtungsgeist besessen hätten. Der Abgang dieser einem Heidenbekehrer freylich sehr entbehrlichen Gaben hat die Dürftigkeit des vierten, neunzehnten und zwanzigsten Abschnitts verursacht, in welchen von der Naturgeschichte, der Sprache, und Religion dieser Länder auf eine Art gehandelt wird, bey welcher sehr viele wichtige Fragen unbe-

unbeantwortet, sehr viele auch nicht übertriebene Forderungen unerfüllt bleiben.

Ungeachtet aber die gegenwärtige Schrift sehr weit von dem Ideale einer vollkommenen Geschichte oder Reisebeschreibung entfernet ist, und die Mißionarien selbst, ihrer Frömmigkeit unbeschadet, noch viele andere intellektuelle Tugenden hätten besizen können; so hatten doch die Leztern die einzige nothwendige Eigenschaft unverwerflicher Zeugen, nämlich Wahrhaftigkeit und gewissenhafte Treue in ihren Erzählungen. Freylich finden sich in dem Werke, wie Proyart es ausgearbeitet hat, einige kleine Widersprüche, die bey aufmerksamen Lesern Verdacht erwecken können; es kommen ferner Nachrichten darinnen vor, die entweder den Zeugnissen aller ältern Reisebeschreiber widersprechen, oder höchstwunderbar, und eben deswegen unglaubwürdig sind; endlich herrscht allenthalben eine gar nicht zu verkennende Partheylichkeit für die Völker, zu denen die guten Väter gesendet worden, eine ängstliche Sorgfalt, gemachte, oder zu besorgende Vorwürfe wegzuräumen,

alles

alles entweder zu entschuldigen, oder auch zu preisen, — welche beyde die Absicht zu verrathen scheinen, Aufmerksamkeit, und das von neuem interesßirte Publikum zur kräftigen Unterstüzung der noch immer schwachen Mißion aufmuntern zu wollen; allein, alle diese Umstände, die zuerst auffallen, und die Glaubwürdigkeit der Mißionarien ungewiß zu machen scheinen, enthalten, wenn sie genauer erwogen werden, entweder gar keine Vorwürfe, oder auch nur solche, mit deren Richtigkeit die Wahrheit der erzählten Begebenheiten, wenigstens derer des ersten Theils, sehr gut bestehen kann.

Die Widersprüche, die in diesem Werke vorkommen, und die zuerst jemanden veranlassen könnten, die Gewissenhaftigkeit der Reisenden zu bezweifeln, sind von gar keiner Bedeutung, und ich zeige sie blos deswegen an, weil ein anderer sie gleichfalls bemerken, und mehr wider die Mißionarien oder den Schriftsteller daraus schliessen könnte, als mit Recht daraus geschlossen werden kann. Einem jeden, der sie liest, wird gleich von

selbst

selbst einleuchten, daß sie nicht sowohl den Beobachtern, als dem Verarbeiter der Beobachtungen zur Last gelegt werden können; und daß auch dieser sich der angezeigten Fehler nicht aus sträflicher Nachläßigkeit, oder Untreue, sondern aus einer, seinen Landsleuten nur gar zu gewöhnlichen, und eben deswegen sehr verzeihlichen Eitelkeit schuldig machte, vermöge deren er nichts stark und auffallend genug sagen zu können glaubte, und also, ohne es selbst zu bemerken, der gesuchten Stärke des Ausdrucks dann und wann Genauigkeit und Bestimmtheit aufopferte. So sagt er im vierten Kapitel: Daß die Wälder mit einer Unendlichkeit von Vögeln vom schönsten Gefieder bevölkert wären; allein, alle diese Vögel hätten den Reichthum ihrer Farben nur allein für sich: man sähe sie niemals genug, aber man hörte sie stets zu viel; ihr Gesang sey schwach und abgebrochen. Im achten Abschnitt hingegen steht gerade das Gegentheil, und die Sucht nach Antithesen, die ihn auch hier anwandelt, verleitet ihn zu einem wirklichen Widerspruch, aus dem man aber das, was er sagen wollte, ohne Mühe herauslesen kann. Männer

und

und Weiber (hebt er an der lezten Stelle an) reden und singen gern; und die Natur scheint daher mit sich selbst nicht recht einig zu seyn, weil alle übrigen Thiere Tag und Nacht schweigen. In den Wäldern (declamirt er weiter) hört man nicht den Gesang der Vögel; der Hahn weckt niemals seinen Herrn auf: sogar die Hunde können nicht einmal bellen. — Die Vögel (wollte er sagen) singen weniger, als bey uns, und, wenn sie singen, so singen sie so schlecht, daß man sie immer noch zu oft und zu viel hört.

Im eilften und siebenzehnten Kapitel vertheidigt er die Einwohner von Kakongo gegen Beschuldigungen von Unmenschlichkeit, die man ihnen, wie vielen andern Völkern von Afrika, gemacht hat, und erhebt sie, wegen ihrer vortreflichen Geseze, über den Sklavenhandel. In Kakongo verkaufe nicht, wie es in andern Theilen der westlichen Küste von Afrika geschehe, der Vater seinen Sohn, und der Fürst seine Unterthanen; alle Sklaven, die man an Europäer verhandele, seyen entweder gefangene Feinde, oder solche, die man

selbst

selbst von Fremden gekauft, oder endlich Sklaven, die sich schwerer Vergehungen gegen ihre Herren schuldig gemacht hätten. Ein jeder Sklave könne den Schuz des Mafuke anrufen, sobald sein Herr, dem er bisher treu gedienet, ihn wider seinen Willen an Europäer verkaufen wolle. Er führt endlich vortrefliche Geseze an, wodurch Freye und unsträfliche Sklaven gegen eine jede Gewaltthätigkeit gesichert werden. Allein, er vergißt, hinzuzusezen, daß diese Geseze eben so wenig, als andere, beobachtet, wenigstens eben so oft, als anderswo, übertreten werden. Er verschweigt es, daß der Sklavenhandel in Kakongo, wie in vielen andern Gegenden von Afrika, entweder öffentlichen Menschenraub, oder geheime Entwendungen nach sich ziehe: er denkt nicht daran, daß er selbst an einer andern Stelle (im zwölften Kapitel) ein Beyspiel von dieser scheußlichen Menschendieberey anführt, daß er endlich selbst eine trostlose Mutter, der man ihren Sohn geraubt hatte, bald über die Unmenschlichkeit der Bösewichter, die diese That verübten, bald über den Geiz der Europäer klagen läßt, die jeden Sklaven, der ihnen zum Verkauf angeboten

würde,

würde, sogleich annähmen. Wann es Beyspiele von solchen Gewaltthätigkeiten in Kakongo giebt; kann man denn mit so vielem Geräusche Geseze rühmen, vermöge deren es verboten ist, Sklaven des Nachts zu verkaufen, oder unter dem Vorwande, sie zu zeigen, in die Wohnungen der Europäer zu führen, oder auch nur zum voraus Waaren darauf anzunehmen; kann man dann noch ohne Einschränkung sagen, daß der Mafuke sowohl, als der Mäckler, auf deren Erfüllung zu halten verbunden wären? — Die Verordnungen selbst sind unstreitig richtig, und nach ihnen ist es gewiß unerlaubt, öffentlich freye Eingebohrne oder unschuldige Sklaven an Europäer zu verkaufen; nur hätte hinzugesezt werden sollen, daß alle diese Geseze größtentheils nur Zwangsmittel sind, wodurch die königliche Bediente die Käufer und Verkäufer von Menschen nöthigen, sich wegen begangener Gewaltthätigkeiten mit ihnen abzufinden. Diese Bediente sind fast durchgehends die entsezlichsten Bösewichter, die Recht wie Unrecht verkaufen, die alles verbieten, was erlaubt ist, und alles

erlauben, was verboten ist, wenn sie durch Bestechungen dazu gereizt werden.

So wenig man aus solchen kleinen Nachlässigkeiten des Schriftstellers Beschuldigungen der Unaufrichtigkeit der Reisenden selbst beweisen kann; eben so wenig lassen sich ähnliche Vorwürfe von Erdichtung oder Untreue aus solchen Nachrichten der Mißionarien hernehmen, die entweder höchst wunderbar, und eben deswegen nicht weniger unwahrscheinlich sind, oder endlich den Erzählungen älterer Reisebeschreiber widersprechen. Unglaublich scheint es freylich, daß Völker, die weder Geschichte, noch Schrift kennen, die weder Tage, noch Monathe und Jahre zählen, und nicht einmal wissen, wie lange sie gelebt haben, daß solche Menschen die größten Zahlen bis zu Millionen brauchen: unglaublich ferner, daß man bey dem Hintritt eines Königes von Kakongo im ganzen Königreiche, bey dem Hintritt eines Prinzen aber nur in der Provinz, wo er gestorben ist, während einiger Monathe die Felder nicht bauen darf; daß man endlich Verbrecher, deren Schicksal noch

nicht

nicht entschieden ist, gar nicht einschließt, sondern mit einem großen hölzernen Kloze auf freyem Felde sich herum schleppen läßt, ohne daß jemand von den Freunden oder Verwandten solcher Missethäter sich unterstünde, sie von ihrer Bürde zu befreyen. Dies alles ist freylich gar nicht wahrscheinlich, und hinreichend genug, um uns auf die Zeugen, die es aussagen, aufmerksam zu machen; aber noch lange nicht hinreichend, um ihnen allen Glauben abzusprechen. Ich wiederhole hier den Allgemeinort nicht, daß vieles, was unglaublich ist, deswegen nicht unwahr sey, daß andere alte und neue Geschicht- und Reisebeschreiber hundert andere Dinge erzählen, die noch wunderbarer, und nichts destoweniger unwidersprechlich dargethan sind. Ich halte mich jezo nur allein an die gegenwärtige Schrift, und finde noch andere Nachrichten in ihr, die nicht weniger auffallend sind, als diejenigen, die ich oben ausgezogen habe, und die dessen ungeachtet von mehrern ältern Reisebeschreibern bestätiget werden. Dergleichen sind die sonderbaren Gewohnheiten, nach welchen der König von Kakongo weder europäische Kleidungs-

stücke

stücke an seinem Leibe trägt, noch andere Waaren aus Europa in seinem Hause duldet; nach welchen der König von Loango ferner in einem andern Hause ißt, in einem andern trinkt, und beydes so geheim thut, daß kein menschliches Auge ihn auf der Befriedigung dieser natürlichen Bedürfnisse antreffen darf. Dies sagen nicht blos die Mißionarien, sondern auch andere Geschichtschreiber dieser Gegenden, von denen ich nachher reden werde.

Die Mißionarien verrathen übrigens nirgends einen Hang zum Wunderbaren; sie widersprechen vielmehr andern Schriftstellern, die es zur Unterhaltung der Leser für nothwendig hielten, Wahrheit und Erdichtung gehörig unter einander zu mischen. So erklären sie es für unverschämte Uebertreibungen, wenn man dem Könige von Loango sieben tausend Weiber, und ungeheure Palläste, seiner Hauptstadt breite Straßen, den Einwohnern Häuser von mehrern Stockwerken zugeschrieben hat. Wenn sie irgend Lust gehabt hätten, auf Unkosten der Wahrheit und ihrer Ehrlichkeit

lichkeit wunderbare Dinge zu erzählen, so würden sie dergleichen Erdichtungen eher verschönert, als geläugnet haben.

So sehr aber das gegenwärtige Werk an Glaubwürdigkeit dadurch gewinnt, daß die Missionarien eben so lächerlichen, als unwahrscheinlichen Erdichtungen anderer Schriftsteller widersprechen: so sehr scheint es auf der andern Seite durch die Schilderung der Sitten und Gemüthsart der Einwohner von Loango und Kakongo wieder zu verlieren, die mit allem demjenigen unvereinbar ist, was fast alle Reisebeschreiber übereinstimmend von den gehäßigen Unarten der afrikanischen Negern erzählen. Die Mißionarien rühmen an den Völkern, unter denen sie wohnten, und noch wohnen, die größte Reinigkeit und Unverdorbenheit der Sitten, Heiligkeit und Dauer der Ehen, Seltenheit von Ehebrüchen und Ehescheidungen, Keuschheit und Enthaltsamkeit junger unverheiratheter Personen, Zucht und Anstand

in allen ihren Vergnügungen; sie preisen ferner an ihnen Gastfreyheit, die bis zur Aufopferung geht, unverbrüchliche Treue und Aufrichtigkeit im Handel und Geschäften, eine unermüdete Bereitwilligkeit, Elenden und Nothleidenden beyzustehen, die sich nicht nur über Verwandte, Freunde oder Landsleute, sondern sogar über Menschen aus einem andern Theile der Erden, über unbekannte Europäer erstreckt.

Ganz anders schildern uns fast alle übrige Reisebeschreiber die Negervölkerschaften von Senegal bis nach Angola hinunter. Sie klagen fast allenthalben über die entsezlichste Ausgelassenheit unverheyratheter Personen beyderley Geschlechts, die in vielen Ländern so weit geht, daß Unzucht zum Verdienst wird, und ledige Mädchen die Anzahl ihrer Beyschläfer, als eine Empfehlung ihrer Schönheit, sogar als ein Heyrathsguth ansehen, worauf sie stolz seyn können. Ehebrüche sollen fast durchgehends so häufig und gewöhnlich seyn, daß Untreue zur allgemeinen Sitte geworden ist, und

Männer

Männer sowohl, als Väter es an mehrern Orten als eine heftige Beleidigung ansehen, wenn Fremde die ihnen angebotene Weiber oder Töchter verschmähen. So, wie aber hin und wieder Einladung zur Schändung von Weibern und Töchtern einen Theil der afrikanischen Gastfreundschaft ausmacht: so sollen anderswo fromme Personen sich dadurch um ihre Landsleute verdient zu machen suchen, daß sie milde Stiftungen und Vermächtnisse blos dazu gründen, damit aus ihnen in gewissen Entfernungen an den öffentlichen Heerstraßen barmherzige Schwestern unterhalten werden, die für eine geringere Belohnung, als der gewöhnliche Marktpreis ist, den Genuß ihrer Reizungen einem jeden ohne Unterschied überlassen müssen. Allenthalben sollen die Tänze der Negern eben so schändlich, als ihre Gespräche, seyn. Ausser dieser entsezlichen Verderbniß der Sitten verabscheuen Reisende an den Negern eine fast unbegreifliche Geschicklichkeit im Stehlen, die aller Vorsicht der schlauesten Europäer spottet; eine fürchterliche Nachbegierde, die sie aber Jahre lang unergründlich tief zu verstecken wissen, bis sie bey

einer günstigen Gelegenheit an ihrem sichern Beleidiger ihre ganze Wuth auslassen können; ferner eine durch diese Rachgier erzeugte Kunst im Giftmischen, die sie weiter, als irgend ein Volk, getrieben haben, so sehr sie in allen nüzlichen Künsten hinter den übrigen Bewohnern der Erde zurück bleiben: endlich die kriechendste Niederträchtigkeit, und unbiegsame Hartnäckigkeit, die durch die ausgesuchteste Marter weder gebrochen, noch überwunden werden kann. Wir sind daher, diesen Schilderungen zu Folge, schon gewohnt, die afrikanischen Negern als den Auswurf des menschlichen Geschlechts anzusehen, denen die Natur eben so schwarze und verunstaltete Seelen, als Leiber und Gesichter, gegeben hat. Nothwendig also muß manchem eine Schrift verdächtig vorkommen, die von jenen Völkern nicht allein das Böse nicht sagt, was fast alle übrige Reisebeschreiber an ihnen tadeln, sondern sogar noch viel Gutes an Menschen rühmt, denen man dergleichen gar nicht zugetraut hätte.

Allein hier lassen sich die Mißionarien leicht rechtfertigen, und sogar mit den ältern Reisenden, denen sie zu widersprechen scheinen, in Harmonie bringen. Die meisten Schriftsteller nämlich, die die westliche Küste von Afrika besucht und beschrieben haben, lernten nur solche Völker kennen, die entweder durch europäische Laster angesteckt, durch harte Grausamkeit erbittert, oder auch durch den Sklavenhandel aller Menschlichkeit abgestorben, und zu allen daraus entstehenden Verbrechen so abgehärtet waren, daß sie in ihnen nothwendig diejenigen Ungeheuer finden mußten, die sie in ihren Schriften geschildert haben. Ueberdem hielten sie sich größtentheils nur an den Küsten auf, konnten daher nur die Küstenbewohner, die die Mißionarien selbst für höchst verdorbene Menschen ausgeben, beobachten, und hatten also keine Gelegenheit, die Negern, die im Innern des Landes wohnen, genauer zu untersuchen. Sie klagten also gleich unvorsichtig und ungerecht ganze Nationen gehäßiger Fehler und Laster wegen an, die sich nur in dem kleinsten und verworfensten Theile derselben fanden.

Wenn

Wenn Loango und Kakongo unschuldigere, weniger ruchlose Menschen nähren, als andere Theile von Afrika, besonders Nord- und Süd-Guinea; so darf man sich darüber gar nicht wundern, weil bey den Bewohnern dieser Reiche fast alle Ursachen der schrecklichen Verderbniß wegfallen, wodurch die menschliche Natur in andern Ländern dieses Erdtheils so sehr ist verwüstet und erniedrigt worden. Ausser, wie es scheint, einer nicht sehr beträchtlichen Anzahl von Sklaven, liefern Loango und Kakongo fast gar nichts, keinen Goldstaub, keine Elephantenzähne, keinen Pfeffer, keine Häute, Hölzer, oder so wenig von allen diesen Waaren, daß es gar nicht in Betrachtung kommt. Eben deswegen haben es die Europäer nicht der Mühe werth gehalten, Festungen anzulegen, und die Beherrscher von Sklaven wieder zu Sklaven zu machen. Holländer, Engländer und Franzosen handeln an den Küsten beyder Reiche; sie ziehen, so lange ihre Schiffe vor Anker liegen, in Wohnungen, die sie nicht weit von den Ufern des Meers haben; allein, es scheint nicht, als wenn irgend eine von diesen Nationen

das

das ganze Jahr durch Faktoren und Kaufleute im Lande unterhielte, die die Fracht der kommenden Schiffe zum voraus besorgten und einrichteten. Die Einwohner werden also nicht von den Europäern gedrückt, und auch nicht so sehr durch europäische Sitten und Waaren angesteckt, als in andern Ländern, wo der Handel größer und zuverläßiger ist. — Dieser unbedeutende und unsichere Handel wird ferner weder von den Königen, noch deren ersten Bedienten geführt: die Unterthanen werden also wenigstens nicht in der Absicht geplündert, damit man für deren geraubte Güter europäische Kleinigkeiten einkaufen kann. Ihr Blut wird nicht in häufigen oder unaufhörlichen Kriegen vergossen, damit, für Rechnung des Königs, Feinde erbeutet werden, die er wieder gegen europäische Liqueurs umsezen kann. Die Beherrscher dieser Länder werden also nicht durch persönliche Vortheile angereizt, Menschenraub und Gewaltthätigkeiten auszuüben, oder ungestraft ausüben zu lassen. Beyde sind als strafbare Verbrechen durch Geseze verboten, und können also nicht so leicht, als in verschiedenen

Theilen von Guinea, gewöhnliche Sünden werden. — Alle diese Gründe, zusammen genommen, machen es begreiflich, warum die Einwohner von Loango und Kakongo zu denen am wenigsten verderbenen Völkerschaften in Afrika gehören, dergleichen man in Astley's zweytem und dritten Bande, und in Churchills fünftem Bande noch einige wenige Beyspiele findet.

Wenn also auch der Verfasser der gegenwärtigen Geschichte, aufgebracht durch die ungerechten Vorwürfe, die man den von ihm beschriebenen Völkern vorher gemacht hatte, sich ihrer Sache hin und wieder mit zu großem Eifer angenommen haben sollte; so könnte man eine solche, vielleicht zu hizige, Vertheidigung unschuldiger Völker noch nicht Partheylichkeit nennen. Ich glaube aber doch, (und dies muß ich gestehen, um mich selbst wiederum keiner Unaufrichtigkeit oder Partheylichkeit in der Rechtfertigung dieses Schriftstellers schuldig zu machen) daß er sich manchmal von seiner Liebe zu den von ihm in Schuz genommenen

Völkern

Völkern habe verleiten lassen, Sachen zu entschuldigen und zu beschönigen, die ein unbefangener Geschichtschreiber schwerlich entschuldigt hätte, und ihnen zwar weder gute Eigenschaften, noch Thaten selbst anzudichten, aber doch Ursachen gewisser Handlungen zu leihen, die den einfältigen Afrikanern wahrscheinlich niemals in den Sinn gekommen sind, von denen er aber vermuthete, daß sie die wahren Bewegungsgründe ihres Betragens wohl seyn könnten. Wenn er z. B. im achten Kapitel erzählt, daß sie weder das Andenken der Thaten ihrer Vorfahren in Geschichten und Ueberlieferungen aufbewahren, noch auch die Jahre ihres eigenen Lebens zählen oder wissen; so kann ich mich unmöglich überreden, daß sie beydes mit Vorbedacht und aus denen Gründen thun, die er ihnen in den Mund legt. Fragt man sie, (sagt er) warum sie die Begebenheiten vergangener Zeiten nicht zu erhalten suchen, so antworten sie, daß wenig daran gelegen sey, zu wissen, wie die Verstorbenen gelebt haben; daß aber alles darauf ankomme, daß die Lebenden gute Menschen seyn. — Nach eben dem Grund-

saze (fährt er fort) zählen sie die Jahre ihres Lebens nicht, weil eine solche Rechnung, ihrer Meynung nach, eine unnüze Last des Gedächtnisses wäre, da sie weder die Stunde des Todes weiter hinaus schöbe, noch auch die geringste Kenntniß über das Ende des Lebens gäbe. — Sie sehen (schließt er endlich) den Tod als einen Abgrund an, auf den man mit verbundenen Augen zugeht, wo es also nichts nuzt, seine Schritte zu zählen, weil man eben so wenig weiß, wenn man den lezten thun wird, als man diesen leztern zu vermeiden im Stande ist.

Wann diese Afrikaner die Geschichte ihrer Vorfahren, wie die Berechnung ihrer Lebensjahre, mit Fleiß und aus den angezeigten Gründen unterließen, und bey dieser vorsezlichen Unwissenheit in Sachen, die allen übrigen Menschen sehr wichtig zu seyn pflegen, so fein raisonnirten; so würden sie unstreitig zu den seltsamsten Menschen auf der ganzen Erde gehören, wie die Erscheinung selbst unstreitig die einzige in ihrer Art seyn, und

keine

keine andere Beyspiele neben sich haben würde. So natürlich es aber ist, daß unausgebildete Menschen, die weder Schrift noch Nationalgedichte haben, und auch mit Zahlen nicht umzugehen wissen, so wenig Geschichte ihrer Vorfahren, als eine Kenntniß der Zahl ihrer Lebensjahre, besizen; so wenig möglich scheint mir der Fall, daß ein ganzes Volk beyde Arten von Kenntnissen, als unnüz, vernachläßigen sollte, die einen deswegen, weil den Lebenden wenig daran gelegen sey, zu wissen, was die Todten gemacht hätten, die andern deswegen, weil sie unser Leben nicht verlängern, und die Zeit des Todes nicht anzeigen. Hier wollte unser Abbe' der Einfalt der Negern durch seinen Scharfsinn zu Hülfe kommen, oder als pragmatischer Geschichtschreiber die unbekannten Ursachen gewisser Handlungen nach Art der Alten vortragen; allein er that beydes auf eine Art, die gar nicht unglücklicher hätte seyn können.

Ich müßte mich sehr irren, wenn unser Schriftsteller nicht bey einer andern Gelegenheit abermals

in

in den Fehler gefallen wäre: den Bewohnern von Loango und Kakongo Grundsäze, oder Ursachen von Handlungen zuzuschreiben, an die sie selbsten niemals gedacht haben. Aus einem übel verstandenen Eifer (heißt es im funfzehnten Kapitel) für Ordnung und gute Policey legen die sonst gut gesinnten Beherrscher dieser Länder die härtesten Strafen auf geringe Fehltritte, die durch die leichtesten Drohungen könnten zurück gehalten werden. So beklagten sich die Mißionarien einst bey dem Könige von Kakongo, daß sie durch das Schreyen und Singen seiner Unterthanen auf eine unangenehme Art in ihren Wohnungen beunruhiget würden; und er kündigte sogleich den folgenden Tag allen denenjenigen den Tod an, die sich inskünftige unterstehen würden, in der Nachbarschaft der Fremdlinge einen solchen Unfug zu treiben. — Sie geben (sezt er hinzu) von dieser Strenge, die leichtesten Vergehungen als die schwerESten Verbrechen zu strafen, folgenden Grund an; daß, je leichter es sey, sich einer verbotenen Sache zu enthalten, oder eine befohlne auszurichten, Ungehorsam desto sträflicher werde,

und

und also um desto strenger bestraft werden müßte.

Wenn die Könige von Kakongo über ihre Handlungen und Maaßregeln so philosophiren könnten oder wollten, als der Verfasser sie hier philosophiren läßt; so zweifele ich sehr daran, ob die Gewohnheit, kleine Fehler gleich großen Missethaten zu strafen, noch jezo unter ihnen fortdauren würde. Allein, so erklärlich die Gewohnheit selbst ist: so unglaublich ist der Grund, womit sie ihn rechtfertigen sollen. Daß in einem Lande, in welchem der Wille des Despoten das einzige Gesez, und Vernachläßigung, oder Uebertretung dieses heiligen Willens, das einzige und größte Verbrechen ist; daß in einem solchen Lande alle Verbrechen gleich geschäzt, und nicht nach dem Verhältnisse des Bösen, was durch sie gestiftet worden, bestraft werden: dies ist sehr begreiflich, und wird durch die Beyspiele aller despotischen Regierungen in Asien bestätiget. Allein, daß ein Despote sich je einfallen lassen sollte, ein solches Verfahren mit

Grün-

Gründen, und zwar mit solchen Gründen zu rechtfertigen, als unser Verfasser angiebt; dies übersteigt, meinem Urtheile nach, allen Glauben: und ich kann mich daher der Vermuthung nicht erwehren, daß Lezterer das an sich lächerliche, und den Königen von Kakongo in den Mund gelegte Raisonnement erfunden habe, um eine Art, zu verfahren, die ihm selbst tadelswürdig schien, bey seinen Lesern einigermaßen zu entschuldigen.

Noch eher, als solche selbst erdachte Raisonnements und Bewegungsgründe von Handlungen, verzeiht man dem Verfasser gewisse eingestreute Betrachtungen, die zwar seine Neigung, alles zu entschuldigen, verrathen, aber doch einen aufmerksamen Leser nicht leicht verführen, die Sachen selbst, die erzählt werden, von einer unrechten Seite anzusehen. Wenn also auch der Schriftsteller gleich (im eilften Kapitel) von den Aerzten in Kakongo sagt, daß sie ihre Kranken gar nicht in Ansehung der Diät einschränken, sondern sie alles, was sie verlangen, essen und trinken lassen, und

dann

dann gleich hinzusezt, daß ein solches Verfahren zwar nicht ohne Unbequemlichkeiten sey, aber doch auch seine Vortheile haben könnte; so wird sich deswegen doch nicht leicht jemand einfallen lassen, die Methode der Kakongischen Ganga's anzunehmen, oder zu glauben, daß diese Gaukler eine Heilart, die der unläugbarste Beweis ihrer Unwissenheit ist, erst nach langen Erfahrungen als die beste und sicherste erwählt hätten. Eben so wenig wird es irgend jemand dem Verfasser zuglauben, wenn er nach dem, was er von dem Despotismus der Könige, der Tyranney ihrer Bedienten, und der Sklaverey der Unterthanen gesagt hat, endlich hinzusezt, daß die Könige, alles dessen ungeachtet, es als einen Grundsaz angenommen hätten, daß es ihre Pflicht sowohl, als ihr Interesse erfordere, das Glück ihrer Völker zu befördern, und Friede und Gerechtigkeit unter ihnen zu erhalten.

Wenn aber die Mißionarien, oder die Schriftsteller in der ganzen gegenwärtigen Schrift jemals die Geseze der historischen Treue aus den Augen

verloh-

verlohren, und wissentlich Dinge weggelassen oder erdichtet haben sollten, die sie nicht hätten verschweigen oder erzählen sollen: so muß man, glaube ich, dergleichen am ersten im zweyten Theile, in der Geschichte der Mißionen, erwarten. Augenscheinliche Beweise einer solchen vorsezlichen Unzuverläßigkeit kann ich freylich auch aus dem zweyten Theile nicht beybringen; allein, wenn man die vielen und langen Reden, die sie an Könige, Prinzen und Minister gehalten, nebst deren gnädigen Antworten liebt, und alle Augenblicke auf die vortheilhaftesten Einladungen, schmeichelnde Gesandschaften und Complimente stößt, die man der christlichen Religion an den Höfen und in den Häusern der Großen gemacht haben soll; so kann man unmöglich den Gedanken zurückhalten, daß nicht die Mißionarien aus den besten Absichten zu ihrem und ihrer Religion Vortheil hin und wieder ihr Glück vergrößert haben sollten, besonders, wenn man bedenkt, daß sie bey aller der Gnade, die sie gefunden, bisher keinen König, Prinzen, oder Minister zu ihrem Glauben bekehrt, und

durch

durch ihre Predigten nichts, als lauten Beyfall und Zurufungen, eingeerndtet haben.

* * *

Der Aelteste unter allen Reisebeschreibern, der den Namen des Königreichs Loango, wie vieler andern Länder, den Europäern wahrscheinlich zuerst bekannt gemacht hat, ist Odoardo Lopez, aus dessen Papieren und mündlichen Erzählungen sein Freund, Philipp Pigafetta, ein Italiäner und guter Mathematiker, nicht nur eine weitläuftige Beschreibung von Congo, sondern auch kurze Nachrichten von allen Ländern, die von Loango an bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung, und von diesem bis nach Nubien und Ethiopien hinauf liegen, zusammen gesezt hat. Ich theile den Titel des Werks nur nach der englischen Uebersezung mit, weil ich das italiänische Werk weder selbst gesehen, noch auch bemerkt habe, daß es Purchas, Churchill, Astley, oder die französischen und deutschen Sammler von Reisen in Händen gehabt haben. Der Titel dieser Reisebeschreibung ist folgender: A Report of the Kingdone of Congo, a Region

of Africa. And of the Countries that border rounde about the same. Drawen out of the Writings and Discourses of Odoardo Lopez a Portingall, by Philippo Pigafetta. Translated out of Italian by Abraham Hartwell. London 1597. Ausser der Dedication und Vorrede, die beyde vom englischen Uebersezer herrühren, besteht das Buch aus zwey hundert und siebenzehn Seiten in klein Quarto.

Odoardo Lopez war von Benevento in Portugall gebürtig, und gieng (S. 1.) im Jahr 1578. auf ein Kaufardeyschiff, das seinem Onkel zugehörte, und nach Loanda in Congo bestimmt war. Als er sich mehrere Jahre in diesem Königreiche aufgehalten, und ein beträchtliches Vermögen gesammlet hatte, wurde er von dem damaligen König in Congo erwählt, (S. 169.) als Gesandter an die Höfe von Madrid und Rom zu gehen, um sich in seinem Namen vom Philipp von Spanien sowohl, als vom päbstlichen Stuhle kräftige Hülfe zur Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums

in

in Congo auszubitten. In seinem Beglaubigungsschreiben war ihm vorzüglich aufgetragen, an beyden Höfen um eine gehörige Anzahl geschickter Geistlichen anzuhalten, ohne welche das noch immer schwache Christenthum in Congo unmöglich bestehen könnte.

Mit diesem Beglaubigungsschreiben versehen, und voll des lebhaftesten Eifers für die ihm aufgetragene Sache, segelte er von den Küsten von Congo ab, kam aber nicht einmal an die Inseln des grünen Vorgebirges, als alle Schiffer daran verzweifelten, mit ihrem alten leckgewordenen Schiffe irgend eine von diesen Inseln, oder das feste Land von Afrika erreichen zu können. Man faßte daher den Entschluß, auf eins von den westindischen Eylanden zuzusteuren, wohin das Schiff von den günstigen Winden der Jahrszeit getrieben wurde. Lopez und seine Reisegefährten landeten auch endlich, nach unsäglichen Gefahren und Ungemach, die sie von Stürmen und Hungersnoth ausgestanden hatten, an einer Insel **Cobagoa** an,

die der bekanntern von St. Margaretha gegen über liegt. Hier besserten sie ihr Schiff, so gut sie konnten, aus, und segelten nach Cumana, in dem neuen Königreiche Granada, wo ihr gebrechliches Schiff im Hafen selbst untergieng. Lopez war daher gezwungen, sich anderthalb Jahre auf dem festen Lande von Amerika aufzuhalten, weil er anfangs eine Zeitlang krank wurde, und nachher keine Gelegenheit finden konnte, nach Europa überzugehen. Er segelte endlich nach St. Domingo auf Hispaniola, wo er auch bald ein portugiesisches Schiff antraf, das ihn glücklich nach Sevilla überführte.

Nach seiner Ankunft in Spanien wendete er sich sogleich an den Hof zu Madrid, und richtete den Antrag aus, den ihm der König von Congo anvertrauet hatte. Philipp der Zweyte nahm ihn zwar sehr gnädig auf; allein, er wurde mit seinem Gesuch immer hingehalten: und zulezt erklärte man ihm aufrichtig, daß man jezt keine Zeit habe, an geistliche Eroberungen für die

Kirche

Kirche zu denken, da der König mit der Bezwingung Engellands beschäftiget sey. Zu diesem unangenehmen Vorfall kam noch die niederschlagende Nachricht, daß der König von Congo, der ihn als Gesandter nach Europa geschickt hatte, während seiner Abwesenheit gestorben sey.

Niedergeschlagen durch alle diese Widerwärtigkeiten, entschloß sich endlich Lopez, Madrid zu verlassen, und sich an den päbstlichen Stuhl zu wenden, nachdem er kurz vorher in einen geistlichen Orden getreten war. Er wurde von Sixtus dem Fünften aufs gnädigste empfangen, legte ihm sein Beglaubigungsschreiben vom Könige in Congo, nebst seinem Antrage vor, und erklärete sich, daß er gesonnen sey, nach Afrika zurück zu kehren, um aus seinem eigenen Vermögen ein Seminarium und Hospital zu stiften. Der Pabst pries seine frommen Entschliessungen, trug aber, unter dem Vorwande, daß er die ganze Sache dem Könige in Spanien überlasse, nichts zu ihrer Ausführung bey. Er gieng daher im Jahr 1589. unver-

unverrichteter Sachen nach Congo zurück, hinterließ seine Papiere seinem Freunde Pigafetta, und versprach, so bald, als möglich, nach Rom zurück zu kommen. Allein, er starb in Afrika, unbekannt, in welchem Jahre: und erst nach seinem Tode gab Pigafetta die Beschreibung von Congo, theils aus seinen geschriebenen Nachrichten, theils aus seinen mündlichen Erzählungen, heraus.

Das Buch selbst ist ohne die geringste Ordnung und Kunst geschrieben: aber selbst dieser gänzliche Mangel von Ordnung ist ein Beweis seiner Zuverläßigkeit, wenigstens der Treue des Herausgebers. Es enthält nicht nur die besten und zuverläßigsten Nachrichten über die Ausbreitung des Christenthums in Congo und über die ganze Verfassung dieses Reichs: sondern es liefert auch eine kurze Beschreibung aller übrigen Länder der ganzen südlichen Hälfte von Afrika, über deren Genauigkeit und Uebereinstimmung mit spätern Reisebeschreibungen man erstaunen muß.

muß. Die meisten und besten Charten von Afrika sind in denenjenigen Theilen, die Lopez beschrieben hat, fast ganz nach seiner Anleitung gestochen worden.

Nach der schärfsten Prüfung dieses Werks finde ich nicht die geringste Ursache, die Gewissenhaftigkeit des Lopez oder Pigafetta in Zweifel zu ziehen, oder ihrer Arbeit den Plaz unter den zuverläßigen Reisebeschreibungen streitig zu machen. Wenn man den großen Hang des sechzehnten Jahrhunderts zum Wunderbaren, und die große Menge von Reisebeschreibungen kennt, denen die Unglaublichkeit der darinn erzählten Abentheuer anfangs zur größten Empfehlung diente; so muß man sich nothwendig wundern, im Lopez, dem Beschreiber so vieler vorher unbekannten Länder, einen Mann zu finden, der von der allgemeinen Krankheit seines Jahrhunderts unangesteckt und der Wahrheit treu blieb. Wenn auch in der Religionsgeschichte hin und wieder ein Wunder, und

in

in der Beschreibung von Ländern dann und wann eine Unrichtigkeit vorkommt; so muß man daraus nicht gleich Beschuldigungen von Erdichtung oder sträflicher Leichtglaubigkeit wider den Erzähler hernehmen. Wunder gehörte in den damaligen Zeiten, besonders bey der Ausbreitung der Religion unter heidnischen Völkern, zu den gewöhnlichen Begebenheiten, die lange so auffallend nicht waren, als jezo, die vielmehr von den besten Köpfen geglaubt, und sogar erwartet wurden. Man kann es daher dem frommen Lopez nicht übel nehmen, wenn er (S. 142.) mit der größten Treuherzigkeit, die aus eigner Ueberzeugung entsteht, erzählt, daß die Jungfrau Maria und Christus für einen christlichen König in Congo, Don Alfonso, gegen dessen abgöttischen Bruder gefochten, und die Armee des Leztern zweymal auf eine übernatürliche Weise in die Flucht geschlagen hätten.

Ausser der Erzählung dieses Wunders finden sich im Lopez noch einige unrichtige oder unwahrscheinliche

scheinliche Nachrichten, die er aber nicht als Augenzeuge erzählt, und deren Unrichtigkeit oder Unwahrscheinlichkeit er bey aller Vorsicht und Aufklärung zu seiner Zeit weder entdecken, noch bemerken konnte. Unrichtig ist es, nach den übereinstimmenden Zeugnissen aller Reisebeschreiber, daß der Zaire, der Congo von Loango trennt, acht und zwanzig Meilen (28 Myles) bey seinem Ausflusse breit sey, und sich mit einer solchen Gewalt in die See ergiesse, daß sein Wasser vierzig bis funfzig, ja, dann und wann sogar achtzig Meilen von der Mündung süß, und mit dem Seewasser unvermischt bleibe. (S. 27.) Eben so unglaublich ist es, (S. 53-55.) daß der König von Angola jemals eine Million von Kriegern ins Feld geführt, oder daß die Einwohner dieses Reichs sich so sehr ins Hundefleisch verliebt hätten, um für einen Hund zwey und zwanzig Sklaven, (oder nach der damaligen Taxe zwey hundert und zwanzig Dukaten) zu geben. Zu den Fabeln gehört es endlich, daß der Kaiser oder König von Monomotapa ganze Legionen von

Ama-

Amazonen *) unterhalte, die alle seine Krieger an Tapferkeit überträfen; (S. 198.) oder daß der

Priester

*) Die Entstehung der Sage von Amazonen in Afrika erklärt Is. Voßius sehr gut auf folgende Art: (de Nili et aliorum fluminum origine c. XIX.) Quae de Amazonibus in eodem Africae tractu memorantur, illa nullo alio fundamento nituntur, quam quod complures Aethiopum populi a mulieribus regantur, et vterque apud illos militet sexus. In omnibus praedictis regnis, ac pene in omnibus totius Africae prouinciis, aeque ad feminas, quam ad viros pertinet ius succesſionis. Non desunt inter illos, quae proprios etiam necent infantes aeque atque illi, quos Jagas vocari diximus: Nostra aetate famosa fuit praecipue mulier dicta Anna Ningo, quae ante duodecim annos etiamnum superstes fuit; an nunc viuat, nescio. Lusitanos ac Congenses variis haec affecit cladibus. Viderunt illam Bataui nostri inebrian-

tem

Priester Johann (S. 211.) bey gewissen feyerlichen Proceßionen auf einem goldenen Wagen fahre. — Dies sind aber auch die einzigen wunderbaren und offenbar unrichtigen oder unwahrscheinlichen Nachrichten, die ich in diesem Buche bemerkt habe, die aber, meinem Urtheile nach, die Zuverläßigkeit der übrigen Erzählung eben so wenig mindern, als sie der Glaubwürdigkeit des Erzählers, als Augenzeugen, den geringsten Abbruch thun. Er heilte sein Zeitalter von einem Vorurtheile, das noch damals nicht ganz

aus-

tem se sanguine eorum, quos ipsa trucidasset. Nutriebat in aula sua sexaginta, aut plures iuuenes robustissimos, muliebri veste amictos, ac muliebria illis indens nomina, vtebatur vellut pellicibus et concubinis, cum ipsa et nomen et habitum virilem adsumsisset, er Regem Angolae se appellari iussisset. Multa huius feminae praeclara memorantur facinora; verum illa recensere, alienum fuerit ab instituto nostro.

ausgerottet seyn mußte, daß nämlich der heiße Erdgürtel ganz unbewohnbar sey, und gab S. 15. die wahre Ursache von dem wunderbaren Steigen des Nils an.

Von Loango redet Lopez kürzlich an zwoen Stellen im fünften und zehnten Kapitel, (S. 31. und S. 95.) und geht in einigen Punkten von den Mißionarien ab, in andern aber ist er bey aller seiner Kürze umständlicher. Das Land (sagt er, und dies läugnen die Mißionarien) sey reich an Elephanten, deren Zähne sie gegen Eisen vertauschten, aus welchem sie Messer, die Spizen ihrer Pfeile, und andere Instrumente zubereiteten. Ihre Begierde nach diesem Metall sey so groß, daß sie einen kleinen Schiffsnagel um einen ganzen Elephantenzahn kauften. Die Einwohner hätten ferner einen Ueberfluß an Kühen und andern Vieh: beteten die Sonne und den Mond an, jene, als den größten Gott vom männlichen Geschlechte, und diesen, als eine weibliche Gottheit. Uebrigens wähle ein jeder seinen Schuzgeist nach

eigenem

eigenem Belieben und, verehre ihn auch, wie es ihm am besten scheine, ohne sich in seinem Gottesdienste nach andern zu richten.

Wenn Lopez und die Mißionarien sich über die Menge von Elephanten und zahmem Vieh in Loango widersprechen: so können sie doch, glaube ich, beyde Recht haben, weil sie zu verschiedenen Zeiten schrieben. Vielleicht waren die Einwohner dieses Landes ehemals reicher, als jezo. Wenn er aber von der Verehrung der Sonne und des Mondes in Loango redet: so traue ich den Mißionarien, die gar nichts davon sagen, mehr, als ihm, und glaube, daß er sich bey dieser Nachricht habe hintergehen lassen.

In der Beschreibung der Waffen, deren sich die Einwohner von Loango bedienen, ist Lopez umständlicher, als die Mißionarien. Sie haben (sagt er) große Schilde, die fast ihren ganzen Leib bedecken, und aus den Häuten gewisser Thiere,

die man Empachas nennt, gemacht sind. Diese Thiere sind nicht völlig so groß, als Asneo; ihre Hörner kommen den Ziegenhörnern am nächsten. Die Häute dieser Thiere wurden zu Lopez Zeiten aus Loango und Congo nach Flandern ausgeführet, wo sie zubereitet wurden. — Ausser diesen Schilden brauchen die Loanger große Spieße, deren Spizen mit Eisen beschlagen sind, und tragen zugleich noch Dolche, die die Form der eisernen Spizen an den Wurfspießen haben.

Am häufigsten (sagt Lopez) führen die Loanger mit den Anzigern, oder Anzikern, Krieg. Diese Anziger wohnen hinter Loango, und werden von Congo durch den Fluß Zaire getrennt. Sie sind eine der tapfersten, aber auch wildesten Völkerschaften in Afrika: und fast alle Reisebeschreiber dieser Gegenden erwähnen ihrer, als der grimmigsten Menschenfresser. Auf ihren Märkten (sagt Lopez) wird Menschenfleisch, wie bey uns Rind- oder anderes Fleisch, verkauft. Sie verzehren nicht blos gefangene Feinde, sondern

auch

auch ihre Sklaven, oder verkaufen sie an Mezger, um von diesen geschlachtet zu werden. Viele suchen eine Ehre darinn, für den Gaumen ihrer Beherrscher zu sterben, und für diese aus ihrem eigenen, und ihrer gemästeten Sklaven Fleische wohlschmeckende Gerichte zubereiten zu lassen. Lopez fühlte die wunderbare Einheit dieser Sitte eben so sehr, als ihre Entsezlichkeit. Freylich (sagt er) giebt es in Ostindien, Brasilien und andern Gegenden der Erde Völker, die Menschenfleisch fressen: aber alle diese Völker sättigen sich doch nur mit ihren Feinden; die Anziker aber sind das einzige Volk, das seine eigene Sklaven, Freunde und Verwandte frißt, und mit Menschenfleisch, wie mit einem gewöhnlichen Nahrungsmittel, handelt.

Sie unterscheiden sich durch ihre Waffen, wie durch ihre Sprache, von allen benachbarten Völkern. Ihre Bogen und Pfeile sind kleiner, als die von andern Afrikanern; mit den erstern wissen sie so gut umzugehen, daß sie acht und zwanzig

Pfeile

Pfeile (hier vermuthe ich einen Druckfehler, oder eine Hyperbel) abschiessen können, bevor der erste auf den Boden fällt. Ausserdem tragen sie Dolche und Streitäxte, an denen das Eisen zweymal so lang, als der Stiel, ist. Diese wissen sie auf eine so unglaublich geschwinde Art um den Kopf herum zu bewegen, daß sie damit Pfeile, die auf sie abgeschossen werden, abhalten und zerbrechen können. So sehr Lopez ihre viehische Gefräßigkeit verabscheuet: so sehr lobt er ihre Tapferkeit, Treue und unverstellte Offenherzigkeit; und sezt hinzu, daß die Portugiesen seiner Zeit diesen Menschenfressern mehr, als andern Negern, traueten. — Von diesen gefährlichen Feinden und Nachbarn der Loanger hörten die Mißionarien weiter nichts bestimmtes, als daß sie grausame Menschenfresser wären, und daß die Sklaven, die die Loanger an die Europäer verkauften, von ihnen erbeutet würden.

In allen übrigen Nachrichten stimmt Lopez mit den Mißionarien überein: daß die Einwohner

von

von Loango sich beschneiden, und verschiedene Arten von Zeugen aus den Blättern der Palmen machen: daß der König von Loango Mani-Loango heisse, und ehemals ein Vasall von Congo gewesen sey.

Lopez gehört zu den Reisebeschreibern und Beobachtern, die die schwarze Farbe der Haut nicht von der brennenden Hize der Sonne ableiten. Wenn (sagt er S. 19. und S. 188.) die Schwärze der Negern eine Wirkung der Sonne wäre, so könnten weder Völker, die der Mittagslinie nahe sind, weißlich, noch andere, die um dreyßig und mehrere Grade davon entfernt sind, schwarz seyn. Die Einwohner von Melinde und Mombaza, die unter der Mittagslinie liegen, wie die auf der Insel St. Thomas in eben dem Himmelsstriche, sind fast ganz weiß. Die Nachkommen portugiesischer Aeltern, die das lezte Eyland bevölkerten, waren seit mehr als hundert Jahren nicht allein nicht schwarz geworden, sondern wurden immer weißer und weißer. Im

Gegen-

Gegentheil wären die Hottentotten unter dem fünf und dreyßigsten Grade südlicher Breite, und die Bewohner der hohen Mond-Gebirge, die sich vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis an den Wendelkreis erstrecken, so schwarz, als irgend ein Negervolk in Afrika.

* * *

Auf Lopez folgt unter denen, die Loango und die angränzenden Länder bereist und beschrieben haben, am nächsten Andrew Battel, dessen Abentheuer und Beobachtungen beym Purchaß Vol. II. S. 970-985. und V. 770-773. am weitläuftigsten stehen.

Battel ist ohnstreitig einer der größten Ebentheuren des sechzehnten Jahrhunderts. Er gieng im Jahr 1589 mit einem gewissen Abraham Cooke zu Schiffe, um an der Brasilianischen Küste zu kapern, wurde aber von den Portugiesen gefangen genommen, und als Gefangener nach der

Stadt

Stadt St. Paul in Angola geschickt. Hier blieb er mehrere Jahre, machte für den Gouverneur viele Reisen, sowohl südwerts, als nordwerts; wollte entwischen, wurde aber wieder eingeholt, und weiter ins Land hinauf geschickt, kam zu den Gagas, einem menschenfressenden Volke, durchstreifte mit ihnen einen großen Strich des südlichen Afrika, und gelangte endlich nach Loango, wo er drey Jahre blieb, und durch seine Geschicklichkeit im Wild- und Vogelschiessen beym Könige sich sehr beliebt machte. Sein ganzer Aufenthalt in Afrika kostete ihm fast achtzehn Jahre seines Lebens.

Battel war, so viel ich urtheilen kann, ein ehrlicher, zuverläßiger Mann, dessen Nachrichten allerdings Glauben verdienen. Die Erzählung seiner eigenen Begebenheiten ist freylich eine Kette der sonderbarsten Zufälle, die aber einzeln nicht unglaublich sind. Er verräth sich nirgends als

einen eitlen prahlerischen Mann, dem es sehr darum zu thun gewesen wäre, die Welt mit den Wundern seiner Tapferkeit zu unterhalten. Seine Abneigung gegen das Wunderbare erhellet daraus, daß er der Fabel des Lopez von den Amazonen widerspricht, und schlechterdings das Daseyn kriegerischer Weiber läugnet, die im Dienst des Königes von Monomotapa häufig mit den Gagas fechten sollten. Battel hielt sich über sechzehn Monathe unter diesen Gagas auf, ohne das Geringste von Amazonen zu hören.

Was mich aber vorzüglich in dem günstigen Urtheile von Battels Glaubwürdigkeit bestätigt, ist die große Uebereinstimmung seiner Nachrichten mit den Nachrichten der Mißionarien. Er sagt aber nicht blos das, was die Mißionarien nachher bestätigt haben: sondern er ist noch umständlicher, als sie; und ihre Erzählung kann aus der seinigen ergänzt werden. Am merkwürdig-

sten,

sten, aber auch zugleich am wunderbarsten ist das, was er von den Gagas, einem von den Anzigern verschiedenen, aber fast eben so grausamen Volke von Menschenfressern, sagt.

Er bestätigt das, was die Mißionarien unter dem Abschnitte der sonderbaren Sitten von Loango erzählen: Daß der König ganz insgeheim speise, und hingegen öffentlich unter dem Geläut einer Glocke trinke. Er sezt aber noch hinzu, daß es bey Lebensstrafe verboten sey, den König essen und trinken zu sehen, weil man überzeugt sey, daß der König unverzüglich sterben müßte, wann ein anderer ein Zeuge von der Befriedigung seiner natürlichsten Bedürfnisse wäre. Er sagt sogar, daß ein königlicher Prinz von zwölf Jahren, der seinen Vater von ungefähr hatte trinken sehen, deswegen ohne Gnade wäre hingerichtet worden.

Er erzählt ferner, wiewohl mit etwas veränderten Umständen, daß der König von Loango wie ein Gott verehrt werde, und daß man sich zur Zeit der Dürre Regen von ihm ausbitte. Auch bestätigt er das Daseyn der Albimos, sagt aber, daß sie sehr selten wären, und dem Könige dargebracht werden müßten: er brauche sie als Wahrsager und Rathgeber; selbst vom Volk würden sie so sehr verehrt, daß sie auf den Märkten alles nehmen könnten, was sie wollten.

In seinen Nachrichten von den einem jeden Neger verbotenen Speisen, und ihrer großen Ehrfurcht gegen die Mokißo's stimmt er gleichfalls mit den Mißionarien überein. — Ein jeder (heißt es) hat einen Kin, oder eine verbotene Speise, die er nicht, ohne den schrecklichsten Zorn eines Mokißo auf sich zu ziehen, geniessen zu können glaubt. Wenn jemand ohne sein Wissen und wider seinen Willen von diesem Kin gegessen

hat,

hat, oder gegessen zu haben fürchtet; so ergreift ihn sogleich eine Angst, die ihn ausser sich selbst sezet, und oft bis zum Tode quält. Ihre Furcht nicht nur vor National-Mokißo's, deren er drey nennt, sondern auch vor dem Mokißo's eines jeden einzelnen Menschen ist so groß, daß jemand die größten Kostbarkeiten an den öffentlichen Weg sicher hinlegen kann, wenn er ihnen nur Ziegen-hörner, Vögel, Federn, oder dergleichen, das man für den Mokißo des Besizers halten kann, hinzu fügt. Die National-Mokißo's werden dazu gebraucht, entwandte Sachen wieder her-bey zu bringen. Insbesondere erwähnt er einer rächerischen Glocke des Königs, deren Klang allen Negern so fürchterlich sey, daß der kühn-ste Dieb, wenn er sie höre, es nicht wage, gestohlne Sachen länger bey sich zu behal-ten.

In seinen Nachrichten über die Prüfungen schuldiger oder verdächtiger Personen weicht er, wie in der Beschreibung ihrer Begräbnißgebräuche, etwas von den Mißionarien ab. — Bey der Bestattung eines Verstorbenen versammlen sich alle Freunde und Verwandte, und wann sie auch zwanzig Meilen zerstreut seyn sollten, und wiederholen dies alle Jahr vier= oder fünfmal. Eben so viele Nächte hinter einander bringen sie mit Weinen und Wehklagen zu: mit jedem anbrechenden Morgen aber opfern sie Ziegen, die sie zu den Füßen eines Mokißo sich verbluten lassen, und nachher an fröhlichen Schmäusen verzehren.

Am meisten entfernt sich Battel von den Mißionarien in seiner Beschreibung des Handels und der Hauptstadt von Loango. — Die Straßen der lezten, sagt er, sind weit und lang, und immer rein abgekehrt. Der König, sagt

er,

er, hat zehn große Häuser, an deren südlichen Seite ein Haufen von Wohnungen liegt, in denen sich seine Weiber aufhalten. In diesen Bezirk darf keiner bey Lebensstrafe kommen. Er versichert, daß der zulezt verstorbene König vier hundert Kinder von seinen Weibern gehabt habe. — In dieser Stadt würde an jedem Tage Markt gehalten, auf welchem man alle Arten von Lebensmitteln, Fleisch, Hüher, u. s. w. im Ueberflusse fände. Auch wäre in Loango eine große Menge von Elephantenzähnen, die aber nicht auf den Markt zu Kauf gebracht würden. Battel handelte in Loango für eine Elle von portugiesischem Tuche drey Elephantenzähne ein, die hundert und zwanzig Pfund wogen.

Er bestätigt zwar die Nachricht der Mißionarien: daß nicht die königlichen Prinzen, sondern seiner Schwester Söhne zur Regierung kämen; allein, er eignet die großen Vorrechte, die die

Mißionarien allen Prinzeßinnen geben, nur einer einzigen, nämlich der Schwester des Königs, und der Mutter des künftigen Thronerben, zu. Sie ist, sagt er, die angesehenste und vornehmste Frau im ganzen Reiche: sie wählt ihren Gemahl selbst, und schafft ihn gegen einen andern wieder ab, wenn sie seiner überdrüßig ist.

Viel merkwürdiger, als alles, was Battel von Loango erzählt, sind seine Nachrichten von den Gagas. Schon Lopez erwähnte ihrer unter dem Namen Giacchi oder Agag an zwoen Stellen, S. 103. und 205. als eines herumstreifenden Volks, das an Tapferkeit und Menschenfresserey keinem auf der Welt etwas nachgebe.*) Er macht

*) Die Gager und Anziger sind nicht allein die einzigen Völker, von denen fast alle Beschreiber der Gegenden, worinnen sie sich aufhalten, einmüthig ver-

macht sie zu Nachbarn von Monomuegi und Monomotapa, und erwähnt der schrecklichsten Verwü-

versichern, daß sie nicht nur Menschen opferten, sondern auch verzehrten. Es giebt noch mehrere wilde Nationen in Afrika, deren Beherrscher das Blut gefangener Feinde ihren Göttern, und deren Fleisch der Gefräßigkeit ihrer Krieger übergeben. Ich führe hier nur noch ein Beyspiel von einem menschenfressenden Volke an, dessen Namen, ungeachtet der großen Eroberungen und Verwüstungen, die es vor ungefähr funfzig Jahren in Afrika gemacht hat, in Europa gar nicht bekannt geworden ist. Der einzige Reisebeschreiber, der, so viel ich weiß, weitläuftig von ihnen redet, ist der Capitain William Snellgrave, der selbst mit ihnen gehandelt hat, in seinem New Account of some Parts of Guinea, and the Slave Trade. London 1734.

Verwüstungen, die sie in Congo angerichtet haben. Battel lernte dieses Volk genauer, als irgend

Dies kriegerische und grausame Volk sind die Dahomes, die schon vor dem Jahr 1726 unter ihrem damaligen Könige sich allen ihren Nachbarn im Innern von Afrika furchtbar machten; aber erst in dem angezeigten Jahre ihre Eroberungen bis an die Seeküste ausbreiteten, und Ardra sowohl, als das blühende Menschenreich Whida gänzlich verwüsteten und entvölkerten. Schon ein ganzes Jahr war der König der Dahomes im Besize des eroberten Königreichs Whida, als Snellgrave 1727 im Hafen von Jaqueen ankerte, und nicht lange nach seiner Ankunft eine Einladung, oder vielmehr einen Befehl von diesem Sieger erhielt, in sein Lager zu kommen, mit der heiligsten Versicherung, daß ihm gar kein Leid wiederfahren sollte. Er entschloß

irgend ein Europäer vor oder nach ihm, kennen. Zuerst traf er sie unter dem zwölften Grade

südli-

entschloß sich ohne langes Bedenken zu dieser Reise, weil die Freyheit und Bedingungen des Handels ganz von dem Willen des Königes abhingen. Er machte sich daher, begleitet von einem neugierigen holländischen Capitain, einem Bedienten der holländischen Faktorey, endlich dem Bruder des Herrn von Jaqueen und einer Menge von Sklaven, auf den Weg, und wurde im Namen des Königs von seinen Großen sehr gütig empfangen. Man wies der ganzen Gesellschaft ein Haus im Lager an, worinn sie sicher wohnten, ohne im geringsten beunruhigt zu werden. Sie wurden bald nach ihrer Ankunft zum König geführt, entdeckten aber schon unterweges, nicht weit vor dem Thore, binnen welchem der König wohnte, zween große Haufen von Men-

schen-

südlicher Breite an, als sie eben im Begrif waren, in Benguela einzufallen. Er und die

übrigen

schenköpfen, von denen man ihnen sagte, daß sie vier tausend Gefangenen aus Whida zugehörten, die die Dahomes ihrem Gott geopfert hätten. Innerhalb des Thores und der Pallisaden, die des Königs Zelt umgaben, fanden sie vierzig Krieger, mit Büchsen auf den Rücken, und breiten Schwerdtern in den Händen, die ihren Nacken bis an die Mitte des Leibes mit vielen Reihen von Menschenzähnen behangen hatten. Diese waren die Helden des Königs und des Heers, die die Zähne der von ihnen selbst erschlagenen Feinde, als die augenscheinlichsten Beweise ihrer Tapferkeit, an sich trugen. Während der Audienz, die Snellgrave und seine Gefährten beym Könige erhielten, wurden achtzehn hundert Gefangene aus einem sechs Tagereisen

entfern-

übrigen Portugiesen, die auf den Handel ausgereist waren, gaben ihr Schiff dazu her, das ganze Heer

entfernten Lande Tuffoe gebracht, dessen Einwohner der König von Dahome mit Krieg überzogen hatte, weil sie ihm zwölf Weiber mit allen ihren Sklaven erschlagen hatten. Der König ließ sie vorführen, und suchte selbst eine große Menge unter ihnen aus, die seinem Fetische geopfert werden sollten. Snellgrave bat sich von dem obersten Priester oder Fetischier die Erlaubniß aus, bey diesem entsezlichen Feste gegenwärtig seyn zu dürfen, und erhielt sie auch.

Er fand an dem Orte, wo die Gefangenen geschlachtet werden sollten, und der ungefähr eine viertel Meile vom Lager entfernet war, vier Gerüste fünf Fuß ober der Erde aufgerichtet, die

die

Heer der Sager über den Fluß Cora zu sezen; der zwischen den Gränzen von Benguela und ihrem

die Niederlagen der abzuschlagenden Köpfe werden sollten. Das erste Schlachtopfer war ein alter Mann zwischen funfzig und sechzig Jahren, über dessen Haupt ein Fetischier seine Hand legte, und Verfluchungen hermurmelte. Dies dauerte nur einige Minuten, und darauf wurde dem Elenden von einem Henker, der hinter ihm stund, der Kopf mit einem einzigen Streiche vor die Füße gelegt. Auf eben diese Art wurden vier hundert hingerichtet, deren aufgethürmte Leichname sie nachher selbst noch sahen. Die Köpfe dieser Geopferten (sagten die Dahomes) wären für den König: das Blut für die Fetischen: die Leiber aber für das Volk. Sie glaubten, daß sie ohne solche Menschenopfer gar kein Glück im Kriege mehr haben, und die Gnade

ihrem Lager herfloß. Sie schlugen die Benguеler aufs Haupt, hielten sich fünf Monathe in diesem

der Götter verlieren würden, die ihnen so viele Siege über ihre Feinde gegeben hatten.

Den folgenden Morgen kam der Bruder des Herrn von Jaqueen zu Snellgraven ins Zelt, und erzählte mit allen Zeichen des äußersten Abscheus, daß das Volk die Nacht über alle vier hundert Leichname der geopferten Feinde gekocht, und als heilige Nahrung verzehrt habe. Snellgrave schickte sogleich zu seinem Dollmetscher, und gieng mit ihm nach dem Plaze hin, wo den Tag vorher die geopferten Leiber hingeworfen waren. Als er von ihnen gar keine Spur, als blos das verspizte Blut, fand; so frug er den Dollmetscher, wo alle Leiber geblieben wären. Dieser antwortete zwar anfangs lachend: Daß sie

diesem Reiche auf, und während dieser fünf Monathe handelten die Portugiesen stets mit ihnen.

sie von Geyern wären gefressen worden; gestund aber nachher, da man mehr in ihn drang: daß die Fetischiers die Leichname unter das Volk vertheilt, und daß diese sie, als eine heilige Speise, gegessen hätten.

Nachher hörte Snellgrave von einem gewissen Robert More, dessen Wahrhaftigkeit er sehr rühmt: Daß er auf dem großen Marktplaze in dem Lager der Dahomes Menschenfleisch öffentlich hätte verkaufen sehen. Snellgrave sezt zwar hinzu: Er selbst habe dergleichen nicht gesehen; er sey aber auch, während seines Aufenthalts im Lager, nicht auf den Marktplaz gekommen. Uebrigens zweifelt er gar nicht an der Wahrheit der Aussage seines Freundes.

Diese

ihnen. — Nicht lange nachher sah Battel sich gezwungen, zu ihnen zu entfliehen; er wurde gut aufge-

Diese Dahomes sind aber nicht blos ihrer scheußlichen Mahlzeiten und Opfer wegen merkwürdig; sie sind es eben so sehr wegen der Verachtung und Mißhandlung der Götter ihrer überwundenen Feinde. Sonst begegnen alle Völker von Afrika den Fetischen ihrer Feinde mit der größten Ehrfurcht, weil sie alle an eine große Verschiedenheit von Göttern gewohnt sind, allen Dingen göttliche verborgene Kräfte zu trauen, und vorzüglich die Fetischen ihrer Feinde fürchten. Die Dahomes hingegen verachteten die Götter des Reichs Whida eben so sehr, als die Einwohner selbst. Sie ergriffen die Schlangen, die von diesem Volke vorzüglich verehret werden, und die sie daher in allen Häusern fanden, sagten, ihrer spottend: Daß sie, wenn sie Götter wären,

 sprechen,

aufgenommen und blieb fünf Monathe in ihrem Lager, aus welchem er aber nicht weit von den Gränzen

sprechen, und sich selbst helfen sollten; und spalteten, kochten und verzehrten sie, wenn sie auf diese Aufforderung noch stumm und ohnmächtig blieben.

Einige Jahre später, als Snellgrave seine Reisebeschreibung hatte drucken lassen, gab John Atkins seine Voyage of Guinea, Brasil, and the Westindies 1737. Lond. heraus, und zweifelte daran, daß die Dahomes Menschenfresser wären, und daß es überhaupt dergleichen Ungeheuer gebe. Alle Nachrichten von Menschenfressenden Völkern (sagt er S. 143.) gründen sich auf Hörensagen, und sind größtentheils durch spätere glaubwürdigere Zeugnisse widerlegt worden. Auch Snellgravens Erzählung stüzt sich allein auf die Aussage

zen von Loango sich zu entfernen Befehl erhielt.

Ihrer

Aussage seines Dollmetschers: und Robert More konnte leicht Affenfleisch für Menschenfleisch ansehen. Wenn sie die Absicht gehabt hätten, die geopferten Feinde zu essen: so würden sie nicht größtentheils abgelebte Personen geschlachtet haben.— Unter den Negern, die von Europäern aus Afrika weggeführet werden, würde man doch wenigstens dann und wann einzelne Beyspiele von Menschenfressern finden.— Auch die wildesten gefrässigsten Thiere vergreifen sich nicht an andern, die mit ihnen von derselbigen Art sind: vielweniger läßt sich eine solche Ausartung bey Menschen denken. — Endlich kann man sich nicht vorstellen, daß Völker die Gewohnheit, Menschen zu essen und zu opfern, unter sich eingeführt haben, um ihren Feinden Furcht und Schrecken einzu-

Ihrer eigenen Aussage nach waren sie etwan vor funfzig Jahren aus Sierra Lionna gekommen. Zu Battels Zeiten machten sie ein Heer von sechzehn tausend aus, in welchem sich aber nur zwölf Krieger und vierzehn bis funfzehn Frauen fanden, die wirklich aus Sierra Lionna gebürtig waren. Alle übrige waren aus den Kindern der von ihnen überwundenen Feinde nach ihrer Art aufgezogen

einzujagen. Dann würden sie öffentlich, nicht heimlich und des Nachts, sich mit Menschenfleisch sättigen.

Allein Beweise, daß eine Sache unwahrscheinlich sey, daß Erzählungen ähnlicher Begebenheiten erdichtet und widerlegt worden, daß endlich Irrthum im Beobachten möglich war, solche Beweise können nichts gegen Fakta gelten, wenn sie von mehrern glaubwürdigen Personen erzählt werden.

zogen worden. Sie selbst, nämlich die Gagas, heyrathen zwar, und ihre Ehen sind auch sehr fruchtbar; allein, sie erziehen ihre eigene Kinder niemals, sondern verbrennen sie sogleich nach der Geburt. Dagegen suchen sie unter den gefangenen Feinden Kinder, beyderley Geschlechts, von dreyzehn bis vierzehn Jahren aus: die Mädchens zu künftigen Weibern, die Knaben zu künftigen Kriegern. Diesen leztern hängen sie ein eisernes Halsband, als ein Zeichen der Knechtschaft, um, das ihnen nicht eher abgenommen wird, als bis sie dem Anführer des Heers den Kopf eines erschlagenen Feindes darbringen. *) Alsdann werden

*) Merkwürdig ist die Uebereinstimmung dieses Brauchs mit einem ähnlichen der alten Catten (Tacit. de Morib. German. c. 32.): Fortissimus quisque ferreum insuper annulum (ignominiosum id genti) velut vinculum gestat, donec se caede hostis absoluat.

werden sie für freye Männer erklärt, und erhalten den Namen Gonso, oder Krieger.

Diese Sager nehmen in keinem Lande einen festen Siz; sie säen und pflanzen auch nicht, aber sie rauben, mit den Waffen in der Hand, was sie weder gesäet noch gepflanzet haben. Wenn sie in irgend ein Land eingedrungen sind und dessen Bewohner überwunden haben; so nehmen sie deren Vieh und Korn, und hauen so viele Palmbäume um, als sie brauchen, um für einen ganzen Monath Wein daraus zu ziehen. Eine Verwüstung, deren sich nur Menschenfresser schuldig machen können.

Zu Battels Zeiten stunden sie unter zwölf Heerführern, deren Aeltester die strengste Kriegszucht ausübte. Feige und Flüchtige wurden sogleich abgethan und verzehrt. Ihre Behutsamkeit ist aber eben so bewundernswürdig, als ihre

Tapfer-

Tapferkeit bey solchen Sitten und Gesezen gegreiflich ist. Sie schlagen (sagt Battel) niemals, auch wann sie nur eine einzige Nacht an einem Orte verweilen wollen, ihr Lager auf, ohne es zu befestigen. Sie umgeben es mit Pallisaden von Bäumen, wie die Gegend sie darbietet, und machen zwölf Thore oder Oeffnungen, wovon ein jedes einem ihrer Anführer anvertraut wird. Ihr General hält alle Abend eine Rede, die so feurig und so aufmunternd zur Tapferkeit ist, daß Battel gesteht, dergleichen unter keinem andern Volke gefunden zu haben.

Sie unterscheiden sich von andern afrikanischen Völkern nicht so sehr in Ansehung ihrer Waffen, als in Ansehung ihrer Kleider und Verzierungen. Ihr Oberhaupt hat nicht nur sein langes Haar, sondern auch seinen Hals mit einer Menge verschiedener Muscheln umflochten: die Mitte des Leibes ist mit kleinen Knöpfchen, aus

den

den Schaalen von Straußeneyern gemacht, behangen; in der Nase sowohl, als in den Ohren, trägt er Stücke von Kupfer, die zween Zoll im Durchmesser haben. Ueber den ganzen Leib sind nicht nur eine Menge von Figuren eingeschnitten, sondern er wird auch jeden Tag mit Menschenfett beschmiert, und mit rother sowohl, als weißer Farbe bestrichen. — In den Kleidungen und Verzierungen der Weiber finde ich weiter nichts besonders, als daß sie vier Vorderzähne, zween oben und zween unten, ausbrechen müssen, wenn sie ihren Männern oder Liebhabern gefallen wollen.

Sie haben weder Tempel noch Gözenbilder, aber doch Opfer, von denen Battel nicht sagt, welcher oder welchen Gottheiten sie gebracht werden. Der erste Anführer ist auch der erste Opferpriester und Zauberer, und verrichtet an dem Tage einer jeden Unternehmung noch vor

Son=

Sonnen-Aufgang folgendes feyerliches Opfer einer unbekannten Gottheit, die Battel nach der damaligen Gewohnheit den Teufel nennt. Er selbst sizt auf einem Stuhle, und hat an beyden Seiten zween Zauberer zu Gehülfen. Um ihn herum stehen vierzig bis funfzig Weiber, die alle Schwänze von wilden Pferden mit lautem Gesange herumschwingen. Ausser diesen findet sich noch eine große Menge Volks, die auf allen Arten kriegerischer Instrumente spielen. In der Mitte der ganzen Gesellschaft stehet ein Topf mit weißen Farben oder Pulvern auf einem brennenden Feuer, mit welchen die übrigen Zauberer ihre Häupter, Brust und Leib beschmieren. Dies dauert bis Sonnenuntergang; dann geben sie ihm eine Axt in die Hand, und ermuntern ihn bittend, tapfer gegen seine Feinde zu seyn, weil sein Mokißo mit ihm sey. Endlich werden ihm ein Kind und vier Männer vorgestellt, wovon er das erstere und zween der

leztern

leztern selbst umbringt, die beyden andern aber ausser dem Lager erwürgen läßt.

So weit war das Opfer vollbracht, als Battel Befehl erhielt, sich aus dem Lager zu entfernen, weil der Mokißo dem Heerführer erscheinen würde, und sie seine Gegenwart wahrscheinlich für nachtheilig bey diesem fürchterlichen Auftritt hielten. — Gleich nachher wurden fünf Kühe, fünf Ziegen und Hunde im Lager, und eben so viele ausserhalb desselben abgethan, und das Fleisch von allen mit großen Freuden verzehrt.

So entsezlich ihre Mahlzeiten und Opfer sind; eben so grausam sind die Beerdigungen ihrer Todten. Sie sezen den Leichnam eines angesehenen Verstorbenen in einer Gruft auf einen Stuhl, und geben ihm zwo von seinen Frauen

zu Gesellschafterinnen, denen sie vorher die Arme brechen. Sowohl der Todte, dem man seine größten Kostbarkeiten beylegt, als die lebenden Weiber werden mit Erde bedeckt. In jedem Monath versammlen sich die Verwandten des Verstorbenen, singen mehrere Tage Trauergesänge zur Feyer seines Gedächtnisses, schlachten viele Ziegen, und gießen Palmwein aus. Diese Feyerlichkeiten werden immer wiederholt, so lange noch einer von den Verwandten am Leben bleibt. — Dies ist das Wichtigste, was Battel von den Gagas sagt, von denen er mehrmalen versichert, daß sie das Fleisch von Menschen lieber, als von irgend einem andern Thiere, äßen.

* * *

Nach Battel verfloß fast ein ganzes Jahrhundert, ehe ein europäischer Reisebeschreiber der

Reiche

Reiche Loango und Kakongo, auch nur im Vorbeygehen, erwähnt hätte. Michael Angelo und Denis de Carli, die in den Jahren 1666 und 1667 in Congo waren, sagen in ihrer Beschreibung von Congo (Churchill Collection of Voyages I. 611=50.) nichts von Loango und Kakongo. Hieronymus Merolla, ein Capuziner, der im Jahr 1682 als Mißionar nach Congo gieng, ist der erste, der im lezten Jahrhundert einige Nachrichten über Loango und Kakongo seiner Beschreibung von Congo eingestreuet hat. *) (Churchill's Collection of Voyages I. 650=754.)

Merolla

*) Ihm würd' ich Samuel Bruno vorsezen, der ein Arzt von Basel war, und 1611 eine Reise nach Congo gemacht haben soll; allein, ich kann seine Reisebeschreibung, die, nach Astley, im ersten Bande der India orientalis von de Bry stehen soll, nicht finden.

Merolla (dem übrigens in einem Punkte, in der Erzählung der Wunder, die er und seine Brüder gethan oder erlebt haben, nicht zu trauen ist) Merolla also lag im zweyten Jahre seiner Mißion (S. 714.) an einem heftigen Fieber darnieder, als von dem Könige von Kakongo ein Gesandter zu ihm kam, der ihm die Bereitwilligkeit nicht nur des Königs, sondern auch des ganzen Reichs, die christliche Religion anzunehmen, bekannt machte, und ihn zugleich im Namen des Königs aufs dringendste ersuchte, so bald, als möglich, zu ihm zu kommen. Die Veranlassung zu dieser fröhlichen Bothschaft war der Eifer des Grafen von Sogno, (in dessen Gebiet Merolla sich aufhielte) der seine Schwester nur mit der Bedingung an den König von Kakongo vermählt hatte, wann er sich zu einerley Glauben mit ihm bekennen würde. Merolla konnte zwar selbst das ihm angetragene gute Werk nicht anfangen: er schickte also einen andern Mißionar

aus seinem Orden nach Kakongo ab, der aber unterwegs schon hörte, daß der König gestorben wäre, und daher unverrichteter Sache nach Sogno zurückkehrte.

Ungeachtet Merolla von den Gesinnungen des Nachfolgers für die christliche Religion nichts zuverläßiges wußte; so entschloß er sich doch am Ende des fünften Jahrs seiner Sendung, die Einführung des wahren Glaubens in Kakongo zu versuchen. Er gieng daher zuerst nach dem Hafen Cabinde oder Capinda ab, der im Königreich Angoji liegt, das die französischen Mißionarien N' Gojo nennen. Bey dieser Gelegenheit erzählt er die Entstehung dieses Königreichs und die erste Ausbreitung des Christenthums in Loango, welche leztere ich kürzlich aus ihm einschalten will.

Loango, (sagt Merolla) das, auch nach ihm, unter fünf und einem halben Grade südlicher Breite liegt, empfing den ersten Saamen des wahren Glaubens im Jahr 1663 durch die Bemühungen eines Capuziners, Ungaro, der dem Könige durch einen reisenden Portugiesen so sehr empfohlen wurde, daß er ihm zween seiner jüngern Söhne nach Sogno schickte, um sie im Christenthum unterrichten zu lassen. Nachdem diese bekehrt und getauft waren, kehrten sie zu ihrem Vater zurück, und erhöhten in ihm das Verlangen, den Vater Ungaro zu sehen, so sehr, daß er ihn unverzüglich zu sich einladen ließ. Ungaro kam, unterrichtete den König und seine Gemahlinn, taufte und vermählte sie nach dem Gebrauch der catholischen Kirche. Nicht lange nachher taufte er den ganzen Hof, der aus drey hundert Personen bestand, und in dem einzigen Jahre, das er in Loango lebte, zwölf tausend Unterthanen des Königes. Kurz vor seinem

Tode ließ er einen Layenbruder, Leonardo, zu sich kommen, der das angefangene Werk fortsezen und vollenden sollte. Allein, unglücklicher Weise wurde der fromme König von einem seiner Verwandten erwürgt; und ungeachtet dieser Mörder den Thron von Loango nicht lange besaß, so konnte jedoch Leonardo allein bey den günstigen Gesinnungen des folgenden Königes für die wahre Religion, aus Mangel von Gehülfen, nichts ausrichten.

Loango war also schon zu Merolla's Zeiten in seine alte Abgötterey zurück gefallen.

Er beschreibt die Kleidung, Häuser, Sitten und Religion der Einwohner des kleinen Königreichs Angoji oder N' Gojo eben so, als die französischen Mißionarien, die der Loanger beschreiben. (S. 718. 719.) Sogar haben die Prinzeßinnen vom königlichen Geblüte in N' Gojo

die-

dieselbigen Vorrechte, deren Personen von demselbigen Range und Geschlechte in Loango geniessen. Sie können (sagt Merolla) für einen Mann wählen, welchen sie wollen; und dieser muß ihnen in allen Stücken unterthan seyn, weil sie das Recht des Lebens und Todes über ihn haben. Zu seiner Zeit schickte eine Prinzeßinn ein junges Mädchen zum Verkauf, mit dem ausdrücklichen Befehl, es an keinen andern, als einen Europäer, zu überlassen. Das ganze Verbrechen dieser Unglücklichen war ein bloßer Verdacht, daß sie mit dem Gemahl der Prinzeßinn zu vertraut gelebt habe.

Die Zauberer in Cabinde forderten gleich denen in Loango alle Diebe und Räuber auf, eine Wiedererstattung der von ihnen gestohlnen Sachen zu machen, weil sie sonst durch ihre

Künste und Mokisso's Fluch und Unglück über sie bringen würden.

Nach einem unbestimmten Aufenthalte in Cabinde reisete Merolla nach Kakongo ab. Sein erstes Geschäft in diesem Reiche war, dem Könige Nachricht von seiner Ankunft und zugleich von der Einladung zu geben, die er von seinem Vorgänger erhalten hatte, aber Krankheits halber nicht hatte nuzen können. Er schickte zugleich für den König eine crystallene Krone, für die Königinn eine andere vom blauem Glase zum Geschenke, die beyde mit großem Beyfall aufgenommen wurden. Der König (sagt Merolla) sezte seine sogleich auf sein Haupt: und dies erregte in allen Umstehenden ein nicht geringes Erstaunen, weil in Kakongo ein Gesez unter dem Namen Chegillo ist, das den Königen verbietet,

irgend

irgend etwas zu tragen, was von Europäern herkommt.

In der Antwort, die der König dem Capuziner schickte, bat er ihn nicht nur inständigst, selbst zu kommen, sondern auch einige reiche portugiesische Kaufleute mit solchen Waaren mitzubringen, die dem Volke gefallen könnten. Der König suchte nämlich in der Tapferkeit der Portugiesen einen Beystand wider sein eigenes Volk, von dem er befürchtete, daß es durch die Zauberer wider die Mißionarien und ihn selbst, wenn er sie beschüzte, aufgebracht werden möchte. Es war bey den Mißionarien sowohl, als den Negern noch im frischen Andenken, daß einer der vorhergehenden Könige, der sich zum christlichen Glauben bekannte, ein Opfer der Wuth seines Volks und der Verrätherey seiner Priester

gewor-

geworden war. Einer der wichtigsten Bewegungsgründe von Merolla's Reise nach Kakongo war, nach seinem eigenen Geständnisse, dieser: die ehrwürdigen Reste dieses heiligen Märtyrers und ersten christlichen Königs zu verehren.

Noch ehe Merolla dem Könige selbst antwortete, wiederholte der Masuka, sein Minister und Verwandter, die Versicherung, daß der König bereit wäre, sich alsdenn taufen zu lassen, wenn ein Handlungsbündniß zwischen ihm und den Portugiesen zuvor geschlossen, und in Richtigkeit gebracht seyn würde. Der Pater nahm daher Abschied mit dem Versprechen, über dies Verlangen des Königs mit dem Portugiesischen Gouverneur zu St. Paul zu unterhandeln, und entweder selbst mit dem ehesten nach Kakongo zurück zu kehren, oder auch den Vorsteher der Mißion an

seiner

seiner Statt zu schicken. Er beschleunigte seine Abreise um desto mehr, da er vom Könige in Congo einen Brief erhielt, worinn er aufs dringendste gebeten wurde, so bald, als möglich, nach Congo zu kommen, weil seine Gegenwart durchaus nothwendig sey.

Während seines übrigen Aufenthalts in Congo und Angola, besonders in Loanda, gab sich Merolla alle ersinnliche Mühe, einen Handel zwischen den Portugiesen und dem Königreiche Kakongo zu Stande zu bringen; allein, alle seine Bemühungen waren vergeblich, oder sein Bleiben in Afrika zu kurz. Denn eine immer zunehmende Kränklichkeit zwang ihn, das seiner Gesundheit so nachtheilige Afrika bald (er sagt nicht, in welchem Jahre) zu verlassen. Noch während seines Aufenthalts in Loanda versuchten mehrere

Mißionarien, den König von Kakongo zu bekehren; allein, er wies sie alle ab, und bestand darauf, den Pater Merolla zu verlangen, weil dieser ihm zu einem dauerhaften Handel mit den Portugiesen Hoffnung gemacht hätte.

Merolla bestätigt das günstige Urtheil, was die französischen Mißionarien von Kakongo gefällt haben. Unter allen Königreichen und Ländern, (sagt er S. 736.) die er im südlichen Afrika gesehen, habe ihm keines so sehr gefallen, als eben dieses. Die Luft sey gesund, der Boden fruchtbar, und die Einwohner höflicher und menschenfreundlicher, als andere Negern, besonders gegen europäische Mißionarien. Er lobt es an ihnen, daß sie ihre Gözen bey einer allgemeinen Seuche verbrannt hätten, da sie von ihnen diejenige Hülfe nicht erhielten, die sie von ihnen erwartet und erflehet hätten.

Er bestätiget S. 729. und 743. die Nachrichten des Lopez und Bartel von der Gewohnheit der Gager, Menschen zu opfern und zu essen, und mit vornehmen Verstorbenen zu begraben. Er verweist auf einen Pater, Franciscus Maria Gioja von Neagel, der weitläuftiger von ihnen gehandelt haben soll, dessen Schrift ich aber weder selbst gesehen, noch von einem andern angeführt gefunden habe.

Der Zaire (sagt er S. 670.) ist nur zehn Meilen (Leagues) bey seinem Ausflusse breit: und diejenigen, die ihm dreyßig Meilen geben, müssen nothwendig einen andern Arm dieses Flusses, der von dem Hauptstrom nicht sehr weit entfernet ist, mit gerechnet haben. Sein Wasser ist gelb, und dreyßig Meilen in der See kenntlich. Diese eigenthümliche Farbe war die Veranlassung,

anlassung, daß er 1485 von Don Diego Cano entdeckt wurde. Zaire ist ein verdorbenes Congisches Wort Zàroco, (ich weiß nicht) womit die Negern auf die Frage der ersten Portugiesen antworteten: was für ein Land, was für einen Strom sie vor sich sähen?

* * *

Jezt komme ich zu einem Erdbeschreiber, der zwar früher lebte und schrieb, als Battel, den ich aber doch auf ihn folgen lasse, weil er Afrika nicht selbst gesehen, sondern alle seine Nachrichten aus andern Reisebeschreibern gesammlet hat. Dieser Mann ist O. Dapper in seiner Beschreibung von Afrika, die 1670 zu Amsterdam, ich glaube zum erstenmal, gedruckt worden, weil das kaiserliche Privilegium erst am Ende des Jahrs 1668 ertheilt worden ist.

Dappers Beschreibung von Afrika ist aus mehrern Ursachen merkwürdig: am meisten deswegen, weil alle spätere Geographen und Sammler von Reisebeschreibungen, besonders die erstern, ihm auf dem Fuß gefolget sind, ohne andere Quellen, auch diejenigen nicht, die Dapper brauchte, zu Rathe zu ziehen. Er selbst war treu in seinen Auszügen, aber ohne alle Vorsicht in der Wahl der Werke, die er zum Grunde legte. Er prüfte und verglich die Schriftsteller, die er vor sich hatte, gar nicht; folgte nicht dem, den er nach einer genauen und unpartheyischen Untersuchung als den zuverläßigsten befunden, sondern demjenigen, der von einem Lande oder Volke am weitläuftigsten gehandelt hatte: seine Nachrichten mochten so wunderbar und unglaublich seyn, als sie immer wollten.

Seine Beschreibung von Loango (besonders S. 506=542.) muß einen jeden, der sie nicht nur mit den bisher von mir beurtheilten Schriftstellern, sondern auch mit der neuesten Geschichte dieses Königreichs vergleicht, nothwendig in Erstaunen sezen: so groß ist theils die Anzahl ganz neuer Nachrichten, die man in keinem andern bekannten Schriftsteller wieder findet, theils die Menge von Widersprüchen, worinnen er mit allen mir bekannten, alten und neuen Reisebeschreibern steht.

Wenn nicht Dapper in einer kurzen Vorrede wenigstens die Namen der Männer genannt hätte, aus denen er seine Beschreibung von Loango (das er Lovango schreibt) zusammen zog; so würde jezt in unserm Zeitalter kein Mensch im Stande seyn, den Quellen, aus welchen er

schöpfte,

schöpfte, nachzuspüren. Alle Schriften, die er brauchte, sind entweder ganz unbekannt, oder doch sehr selten, oder endlich von der Art, daß es auch einem Kenner von Reisebeschreibungen gar nicht eingefallen wäre, sie als Quellen einer Beschreibung von Loango anzusehen.

Seine meisten Nachrichten nahm er aus den Schriften eines gewissen Samuel Blomerts, die ihm, wie er sagt, von dem berühmten Isaac Vossius mitgetheilt worden. Er rühmt diesen Samuel Blomert als einen Mann, der sich lange in den von ihm beschriebenen Gegenden aufgehalten, viele Königreiche, Städte und Dörfer, die kein anderer nenne, beschrieben, vieles von den Gewächsen und Thieren, von den Sitten, dem Handel und Gottesdienste der Einwohner aufgezeichnet habe, was man in allen übrigen Reisebe-

schreibern

schreibern vergebens suche. Dessen ungeachtet habe ich diesen Blomert von keinem andern Schriftsteller angeführt gefunden. (Ogilby ausgenommen, der Dappern alles, auch sogar die Vorrede, nachschrieb.) Auch habe ich von mehrern großen Bücherkennern nicht die geringste Nachricht von diesem Reisebeschreiber erhalten können.

Blomerts Mängel (fährt Dapper weiter fort) habe er aus den Schriften des Samuel Bruno, Pigafetta, Eduard Lopez, Linschoten, Purchas und Jarrick verbessert. Des Odoardo Lopez Beschreibung von Congo, aufgesezt von Pigafetta, muß Dapper nicht in Händen gehabt haben, weil er den Pigafetta und Lopez als zween verschiedene Reisebeschreiber anführt. — Samuel Bruno wird auch von andern, besonders vom

Astley,

Astley, unter dem Abschnitt von Loango citirt: und nach dem leztern sollte seine Reisebeschreibung in de Bry India orientalis stehen. Allein, ich habe alle zehn Theile dieses Werks sorgfältig und mehrmalen durchgesucht, ohne eine Spur von der Reisebeschreibung dieses Bruno zu finden. Ich kann daher diesen Mann eben so wenig, als den vorhergehenden Blomert, beurtheilen. — Purchassens Nachrichten von Loango sind ein bloßer Auszug aus dem Pigafetta und den Papieren oder Erzählungen von Battel. — Des Jesuiten Petri Jarrici Thesaurus Rerum Indicarum, der 1615 zu Cöln in vier starken Duodezbänden heraus gekommen ist, enthält eine umständliche Beschreibung der Verdienste der Jesuiten um die Ausbreitung der christlichen Religion in Brasilien, einigen Gegenden von Afrika und Ostindien, bis auf das Jahr 1611. Im Anfange des zweeten Bandes steht eine Beschreibung von Congo

und

und der Anpflanzung des Christenthums, worinn sich manches unrichtiges, und von den Einwohnern von Loango weiter nichts findet, als daß sie nicht sehr entfernte Nachbaren von den Congern wären, daß sie, wie die Juden, beschnitten würden, und ehemals Bramer wären genannt worden. — Linschotens Reisebeschreibung macht den zweyten, dritten und vierten Theil der India orientalis der Gebrüder de Bry aus. Allein, ausser den Namen einiger Oerter und Inseln von Afrika, an denen die Holländer vorbeyschifften, kommt von Loango nicht das wenigste darinnen vor. *)

Dapper

*) Der dritten französischen Ausgabe der Linschotischen Reisen, die 1638 zu Amsterdam in klein Folio herausgekommen ist, finde ich eine Description

Dapper widerspricht den französischen Mißionarien zuerst in der Beschreibung der Häuser und Wohnungen in Loango. Sie sind nach ihm alle

mit

ption de la Guinée, Congo, Angola, et autres pays maritimes d'Afrique (187-206 S.) angehängt, die ich in der lateinischen Uebersezung vermisse. Diese kurze Beschreibung der ganzen westlichen und östlichen Küste von Afrika ist größtentheils aus andern Schriftstellern zusammen gezogen, und enthält viele Unrichtigkeiten. Congo soll unter zwey und einem halben Grad südlicher Breite liegen, und Songo zur Provinz haben; von Loango wird aber auch hier nichts gesagt. Vom Zaire heißt es, daß er bey seinem Ausflusse fünf und eine halbe Meile breit sey, daß sein Wasser acht bis zehn Meilen in der See kenntlich bleibe, daß er aber nur fünf Meilen aufwärts beschifft werden könne, weil sein Strom der hohen Wasserfälle wegen zu reissend sey.

mit zween Giebeln und einem schiefen Dache nach Art der Europäischen gebauet. Das Dach ruhe auf drey großen Mastbäumen, wovon der mittlere um einige Klaftern höher sey, als die übrigen. — Die französischen Mißionarien verwerfen namentlich diese Beschreibung der Loangischen Häuser, als erdichtet, und haben hierinnen alle Reisebeschreiber auf ihrer Seite.

Noch mehr weicht er in seinen Nachrichten über die Kleidung der Männer in Loango von den Mißionarien und allen vorhergehenden Reisebeschreibern ab. Die Männer (heißt es) tragen lange Kleider, die von der Mitte des Leibes bis auf die Füße reichen, und unten mit Franzen besezt sind. Der Zeuge, aus denen sie gemacht werden, giebt es viererley Arten, wovon die erstere kein anderer, als der König, bey Lebensstrafe

sich

sich anschaffen darf. Die Männer müssen ferner diejenige Gegend des Leibes, die man nicht nennen, sondern nur errathen lassen darf, mit einem Felle, oder Stück Pelzwerk bedecken; und die Gürtel, die sie tragen, sind eben so sehr dazu bestimmt, dies Fell, oder Pelzwerk, als die übrige Kleidung zu befestigen. Er giebt ihnen überdem eine Menge von Kränzen und Ketten um den Hals, Arme und Beine, wovon die übrige Reisebeschreiber schweigen. — In der Beschreibung der Tracht der Weiber stimmt er mehr mit den Mißionarien überein.

Die Zubereitung und den Gebrauch des Tranks, womit man verdächtige Personen prüft, oder die unbekannten Urheber gewisser Verbrechen ausfindig zu machen sucht, erzählt er nicht nur viel umständlicher, sondern auch ganz anders, als die

Mißionarien. Er nennt die Wurzel nicht Kassa, sondern Bondeswurzel, und sagt: daß das Holz röthlich von Farbe, sehr bitter und zusammenziehend sey, und nach der Meynung der Loanger durch die Beschwörung der Ganga's erst ihre rechte Kraft, Schuld und Unschuld zu entdecken, erhalte. Man schabe von dieser Wurzel bald mehr, bald weniger in einen Topf voll Wassers, und gebe bey der Prüfung einer einzelnen Person ein oder anderthalb kleine Gläser von diesem Wasser zu trinken.

Wenn ein Ankläger eine ihm verdächtige Person eines Verbrechens, oder einer von ihr empfangenen Beleidigung beschuldigt, und den Bondestrank nehmen lassen will; so muß er den König zuvor um Erlaubniß bitten, und für diese Erlaubniß eine gewisse Gebühr bezahlen. Der König

befiehlt

befiehlt alsdenn acht oder zehn verordneten Meistern oder Eingebern des Bondestrankes, die Schuld oder Unschuld des Beklagten nach der gewöhnlichen Methode zu untersuchen. Diese versammlen sich hierauf Nachmittags unter freyem Himmel, lassen Kläger und Beklagte, die gemeiniglich alle ihre Freunde und Verwandte mitbringen, vor sich erscheinen, und geben dem Beschuldigten unter einem unaufhörlichen Getrommel eine Portion vom Bondestranke ein, deren Größe und Stärke ganz allein von ihren günstigen oder ungünstigen Gesinnungen für die eine oder andere Parthey bestimmt wird.

Wenn die beschuldigten Personen getrunken haben; (denn gewöhnlich muß eine ganze Familie oder Dorfschaft, unter welchen man den Thäter sucht, zu gleicher Zeit trinken) dann wirft einer

von

von den Eingebern die Wurzel auf die Erde, und befiehlt allen, die im Zustande der Prüfung sind, über diese Wurzel wegzugehen, und ihr Wasser zu lassen. Diejenigen die beydes thun, empfangen für ihre bewährte Unschuld Glückwünsche von allen Umstehenden; wenn aber unglücklicher Weise jemand beym Weggehen über die Wurzel fällt: dann erhebt die ganze Versammlung ein entsezliches Geschrey; der Gefallene wird, wenn er eines Todes-Verbrechens ist bezüchtiget worden, unter allgemeinen Beschimpfungen von Weibern und Kindern eine Viertelstunde vor der Stadt auf den öffentlichen Weg geschleppt, und in Stücken gehauen. Sind hingegen die Thaten des Schuldigbefundenen nicht des Todes werth, so wird ihm ein Gegengift eingegeben, das aus dem Unrath von Menschen, grünen Kräutern und Wasser zusammen gesezt ist. Den Eingebern des Trankes

fallen die Kleidungsstücke des Schuldigen heim;
man kann leicht errathen, daß jene nach ihrem
Wohlgefallen Unschuldige für Schuldige, und Verbrecher für rein erklären können.

Sehr begreiflich ist es, wie ein solcher Mißbrauch von Königen und Priestern wider Willen des Volks erhalten werden könne; allein, unbegreiflich würde es seyn, wie er noch immer beym Volke Glauben fände, wenn nicht die alte und neuere Geschichte unzählige Beyspiele einer ähnlichen Dummheit anderer Völker aufwiese. Die Prüfung durch den Bondestrank wird aber nach Dappern nicht blos durch das Interesse des Königs, von dem die Erlaubniß, ihn geben zu lassen, erkauft wird; nicht blos durch das Interesse der Ganga's, die durch ihn Gewalt über Leben und Tod, und Ehre ihrer Mitbürger erhalten; sondern

noch durch einen andern Aberglauben der Loanger unterstüzt, vermöge dessen sie sich überreden, daß kein Mensch eines natürlichen Todes sterbe, sondern entweder durch seine eigene Mokißen, oder auch durch die Zauberey seiner Feinde umgebracht werde.

Wann also ein angesehener oder vornehmer Mann stirbt; so erfordert es die Pflicht, von den nächsten Blutsverwandten sich bey einem Zauberer zu erkundigen, ob er auf die eine oder andere Art ums Leben gekommen sey. Wird dann geantwortet, daß er durch die Beschwörungen und Mokißen seiner Feinde gestorben sey; so werden neue Fragen über die Wohnung und den Stand des Mörders vorgelegt, und so lange fortgesezt, bis ein deutlicher Verdacht auf dieses oder jenes Dorf fällt. Dies Dorf wird sogleich verklagt, vom

Könige zum Bondestranke verurtheilt: und Männer sowohl als Weiber müssen auf die vorgeschriebene Art trinken. Fällt einer oder eine, so wird eine solche Person ohne weitere Umstände als ein Zauberer oder eine Zauberinn todtgeschlagen.

Die Strafen der Ehebrecher und gefallenen Mädchen erzählt Dapper gleichfalls anders, als die französischen Mißionarien. — Ein Ehebrecher (sagt er) wird von dem beleidigten Ehemann so lange verfolget, bis er ihm seine eigene Frau wieder ausliefert, oder auf eine andere Art genug thut. — Mädchen hingegen, die vor den Jahren ihrer reifen Mannbarkeit schwanger werden, müssen vor dem Könige erscheinen, und das Werk der Liebe, worinn sie ihre Jungfrauschaft verloren, vor dem Könige noch einmal wieder-

wiederholen; nach dessen Verrichtung sie ohne weitere Strafe losgelassen werden. Dapper merkt an, daß dergleichen Auftritte nicht selten, und mit wunderlichen Possen begleitet sind.

So unglaublich, als die leztern Nachrichten sind, ist eine andere, daß der kleine König von Loango bis sieben tausend Frauen habe. Diese große Menge von königlichen Kebsweibern entstehe daher, daß ein jeder nachfolgender König die ganze Sammlung des Verstorbenen erbe, und ausser diesen angeerbten immer noch neue nehme. — Allein, die Weiber sind in Loango eben so wenig, als die Könige, unsterblich.

In der Beschreibung der Begräbnisse und Beerdigungen der Könige weicht Dapper sehr von den Mißionarien ab. Ihm zu Folge machen

die

die Loanger ihren verstorbenen Beherrschern Gewölbe unter der Erde, in welchen sie sie auf Stühle sezen, und mit einer Menge von allerley Hausgeräthe versehen; zugleich stellen sie Bilderchen vom Holze, oder rohter Erde um den Leichnam her, und sehen diese als seine Bediente und Hausgenossen in einer andern Welt an. Endlich tödten sie auch Leibeigene, und sezen sie in andere benachbarte Gewölbe, damit sie dem Könige aufwarten können. Doch fügt Dapper hinzu, daß dieses Opfern von Sklaven an den Gräbern der Könige nicht mehr so gebräuchlich sey, als es in ältern Zeiten war.

Zulezt widerspricht Dapper den französischen Mißionarien in der Anführung der verschiedenen Meynungen, die unter den Loangern über den Zustand der abgeschiedenen Seelen herrschen.

Einige

Einige glauben, wie er sagt, daß die Seele des Menschen zugleich mit dem Körper sterbe. Personen von der königlichen Familie sollen auf den Vorzug stolz seyn, daß ihre Seelen in ihrem eigenen Geschlechte wieder gebohren würden, oder in die Leiber ihrer Nachkommen einkehrten. Noch andere glauben, daß die Seelen aller Menschen nach dem Tode ihrer Körper sich unter der Erde an einem gemeinschaftlichen Orte versammlen, und daß man die Seelen der Vorfahren, als häusliche Gottheiten, verehren müsse. Alle Loanger, die dieser Meynung sind, bereiten für die abgeschiedenen Seelen ein kleines Loch, ohngefähr einer Spanne lang, vorn an ihren Häusern unter dem Dache, und legen für sie zu gewisser Zeit etwas Speise und Trank hinein.

Diejenigen, welche ein anderes Leben hoffen, stehen alle in dem Wahn, als wenn man durch gewisse Beschwörungen oder Zauberkünste die abgeschiedenen Seelen hervorrufen, sich dienstbar machen, und aus einem Lande in das andere versezen könnte. Die Ausübung einer solchen Herrschaft über Geister der Verstorbenen trauen sie besonders ihren Ganga's zu, und glauben dabey, daß solche dienstbare Geister täglich gefüttert, und zwar mit ungesalzenen Speisen gefüttert werden müssen, weil die geringste Würze mit Salz eine Seele zur unversöhnlichsten Feindinn und Verfolgerinn ihres Beschwörers machen würde.

So groß aber auch die Anzahl von Widersprüchen ist, die sich zwischen Dappers Nachrichten und denen der Mißionarien finden; so stimmt er doch in sehr vielen andern Punkten genauer, als

alle mir bekannte ältere Reisebeschreiber, mit ihnen überein. So nennt er die Hauptstadt Boari, folgt aber in der Bestimmung ihrer Größe, der Breite und Länge ihrer Straßen, des Umfangs des königlichen Hofes zu genau der Battelschen Beschreibung. Von den Thieren, Früchten, Feldern, und deren Anbau redet er ganz, wie die Mißionarien, nur nicht so umständlich. Vom Heyrathen, der Geringachtung der Weiber, den Leichenbegängnissen, Erbschaftsgesezen und Beschäftigungen sagt er eben das, was die Mißionarien davon erzählen. Endlich stimmen seine Nachrichten von der Heiligkeit des Königs, seiner Art, zu essen und zu trinken, von den Ganga's, den Mokißen, Gelübden und Beschneidungen der Loanger aufs genaueste mit denen der Mißionarien überein.

Mit größerer Umständlichkeit, aber doch, ohne ihnen zu widersprechen, handelt Dapper von den Provinzen und Oertern des Königreichs Loango. Der erstern giebt er vier an: Loangiri, Loango-mongo, Chilango und Piri; von den leztern hingegen eine viel größere Zahl, von denen ich die wenigsten in andern Schriftstellern genannt finde.

Eben so redet er weitläuftiger von dem Vorurtheile der Loanger, nach welchem sie alle Menschen durch die Zauberey und Mokißen anderer getödtet glauben, und von ihrem Handel. Er nennt manche Artikel von Waaren, die von Loango ausgeführt werden sollen, von denen die Missionarien ganz schweigen. Diese sind vorzüglich Zinn, Bley, Eisen und Kupfer, welches leztere Metall in großer Menge nach Loango ge-

bracht,

bracht, und von da wieder ausgeführt werden soll.

Dapper gesteht ferner nicht nur allen königlichen Prinzeßinnen dieselbigen Vorzüge zu, die die Mißionarien ihnen beylegen; sondern er nennt auch noch eine unter ihnen Makonda, die wiederum alle übrige Prinzeßinnen, und selbst den König, an Ansehen und Vorrechten übertrifft. Diese Makonda ist die älteste aus dem königlichen Geschlechte, und wird dem Könige als eine Rathgeberinn vorgesezt, die er mehr als seine Mutter verehren muß. Ohne ihr Wissen darf er nichts Wichtiges unternehmen; sie kann ihn sogar im Fall eines Ungehorsams aus dem Wege räumen lassen.

Ueber

Ueber die Pracht, Kostbarkeiten und Ergözungen des Königs breitet er sich viel weiter aus, als die Mißionarien; ich führe aber nichts davon an, weil dergleichen Nachrichten am wenigsten interessant und unterrichtend sind. (523=527.)

Nirgends aber hat Dapper mehr neues und eigenes, als in seiner Beschreibung der Mokißen, und ihrer Verehrung in Loango, von denen die Mißionarien wahrscheinlich deswegen so wenig sagen, um ihre Landsleute nicht glauben zu machen, als wenn die Loanger und ihre Nachbaren gar zu abgöttisch, und also gegen die wahre Religion zu unüberwindlich abgeneigt wären.

Von Gott (sagt Dapper) wissen sie weiter nichts, als den bloßen Namen. Sie nennen ihn Sambian=Ponge. (ein Wort, das nach den

Mißio=

Mißionarien eine Krankheit ausdrückt, die sie als eine Strafe des Meineydes ansehen.) Nicht diesen Gott, sondern ihre Mokißen, rufen sie in allen Fällen und Nöthen an. Solcher Mokißen haben sie eine unzählige Menge von unzähligen Gestalten. Einige sind wie Menschen, andere wie kleine Stöcke, mit eisernen Häckchen, oder kleinen Figuren an einem Ende gebildet. Noch andere bestehen in länglichten Schachteln, die sie an Bindfaden um den Hals tragen; oder in kleinen Strickgen mit einigen Federn oder Schneckenhäusern durchflochten, die sie um den Leib oder die Arme winden. Sogar verehren sie einige irrdene Töpfe mit weißer Erde allein, oder rother und weißer Erde angefüllt, und mit allerhand Lumpen, Fischhacken und eisernen Stiftchen behangen, als Mokißen, von deren Gnade ihre Gesundheit und Leben abhängen.

Solche

Solche Mokißen werden von den Negern nicht nach eigenem Wohlgefallen gewählt, sondern ein jeder läßt sich die seinigen von einem Ganga anzeigen und heiligen. Sie tragen diese ihre Schuzgötter fast beständig an sich: besonders alsdann, wenn sie weite Reisen vornehmen. Einige Mokißo's sind zehn bis zwölf Pfund schwer, und bestehen in ledernen Taschen oder Säcken, die mit allerley Dingen angefüllt sind; allein, sie lassen sich durch dies beschwerliche Gewicht im geringsten nicht abschrecken, einen solchen Sack auf allen ihren Reisen mitzuschleppen, weil sie festiglich glauben, daß ihre übrige Last dadurch nicht nur nicht vermehrt, sondern erleichtert wird.

Mokißo's (sagt Dapper sehr richtig) nennen die Negern alle Dinge, in denen sie geheime, unerklärliche Kräfte und ein Vermögen, ihnen zu

nuzen, oder zu schaden, wahrzunehmen glauben: endlich solche Gegenstände, von denen sie entweder die Vergangenheit, oder die Zukunft erfahren zu können, hoffen.

Diesen Mokißen trauen sie nicht alle gleiche Macht und Gesinnungen zu; sie halten sie aber im Ganzen mehr für bösartig, als für gut, verehren sie also weniger, um von ihnen Gutes zu empfangen, als, um von ihnen nicht beschädiget zu werden. Eifersucht und Feindschaft herrsche unter den Mokißen eben so gut, als unter den Menschen, und man müsse daher von zween gegen einander aufgebrachten und auf einander eifersüchtigen Mokißen niemals blos einen verehren, ohne den andern zugleich als Mokißo aufzunehmen, weil der vernachläßigte sonst die Verschmähung seiner Gottheit auf die schrecklichste Art rächen

chen würde. Diese Mokißen sehen sie als die einzigen Ursachen aller Begebenheiten, am meisten aber der unglücklichen, an, und schreiben ihnen sogar solche Wirkungen zu, deren natürliche Ursachen sie bey aller ihrer Dummheit zu entdecken im Stande wären. Krankheiten und Feuersbrünste, die aus Unmäßigkeit oder Nachläßigkeit entstehen, Sterbefälle, in denen das höchste Alter die Ursache des Todes war, werden alle der Zauberey feindlich gesinnter Menschen und deren Mokißen zugeschrieben.

Je vornehmer einer ist oder wird, desto mehr Mokißen hat und bekommt er; der König verehrt also die allermeisten, wird aber selbst wieder als ein Gott angebetet; nicht nur deswegen, weil er tödten, schaden und verwüsten

sten kann, sondern weil er auch Regen vom Himmel herab zu bringen, und sich selbst in allerley Arten von Thieren zu verwandeln weiß.

Die Gelübde, die allen neugebohrnen Kindern in Loango aufgelegt werden, und deren Uebertretung die Loanger mit der unmittelbaren oder langsamen Rache der Mokißen verbunden glauben, gehen nicht blos auf die Enthaltung von gewissen Speisen, sondern auch auf die Unternehmung und Nichtunternehmung gewisser Handlungen, auf das Tragen oder Nichttragen gewisser Kleidungsstücke. Einige Gelübde müssen von allen Personen desselbigen Geschlechts erfüllt werden; andere hingegen sind nur einem oder einigen wenigen ganz eigenthümlich. So müssen alle Männer

ner z. B. ihren Unterleib stets mit einem gewissen Pelzwerck bedecken; auch dürfen sie niemals öffentlich erscheinen, ohne eine Müze auf dem Kopfe zu tragen, oder ihn wenigstens mit Stricken und Tüchern umwunden zu haben. Die Weiber hingegen müssen stets mit bloßem Haupte gehen, den Unterleib hingegen mit einem gewissen Zeuge, wie die Männer mit Pelzwerk, bedecken. Verehligte Personen beyderley Geschlechts müssen sich auf eine sonderbare Art von Schmieden reinigen lassen, wenn sie sich auf eine Lagerstätte oder ein Bett niedergelassen haben, was kurz vorher durch den Beyschlaf auch zweyer Eheleute verunreiniget war. Der Schmied bläst nämlich sogleich ein Feuer an, hält die Kleider der verunreinigten Person über diesem Feuer, nimmt ihren linken Finger in seinen linken Finger, und alsdenn drehen beyde Personen ihre Hände über den Kopf. Endlich

schlägt der Schmied zween Hämmer einigemal gegen einander, bläst in seine Hände, oder die der unreinen Person, spricht einige Wörter aus, und dann ist die Reinigung geschehen.

Am Ende seiner Beschreibung von Loango erwähnt Dapper noch einer großen Menge öffentlicher, oder doch sehr gewöhnlicher Mokißen, und führt ihre Namen sowohl, als die Oerter und Arten, wo und wie sie verehrt werden, umständlich aus. Ich will diese Nachrichten zum Nachlesen überlassen, und erinnere nur noch, daß ich die wenigsten bey andern mir bekannten Schriftstellern gefunden habe.

Eine bloße wörtliche Uebersezung von Dappers Beschreibung von Afrika ist John Ogilby's Africa, being an accurate Description of the Regions of Aegypt. u. s. w. London 1670. in folio. Er nennt zwar sein Werk auf dem Titel: Collected and translated from most authentick Authors, and augmented with later Observations; illustrated with Notes and adorn'd with peculiar Maps and Proper Sculptures; sagt ferner, daß er vieles gelesen und gesammlet habe, und daß sein Afrika durch Dappers Werk nur beschleunigt worden sey; allein, dessen ungeachtet ist Ogilby Dappern alles, bis auf die Verzierungen in Charten und Prospecten, schuldig, ohne seiner Uebersezung das Geringste von dem seinigen mitgetheilt zu haben. Man darf sich also nicht wundern, wenn im Ogilby eben das wieder vor-

kommt, was im Dapper steht, und ich also von des erstern Beschreibung des Königreichs Loango nichts weiter sage. Merkwürdig aber ist es, daß die Sammler von Reisen, die Dapper und Ogilby immer als verschiedene Schriftsteller anführen, den kühnen Diebstahl des Leztern nicht bemerkt haben. Vielleicht fiel es ihnen deswegen nicht auf, weil beyde Werke in demselbigen Jahre gedruckt worden sind, und Ogilby also unglaublich fertig im Uebersezen gewesen seyn muß.

Fast ein eben so treuer Uebersezer und Nachfolger vom Dapper ist der Sieur de la Croix in seiner Relation universelle de l'Afrique Ancienne et Moderne a Lyon 1688. in vier Duodezbänden. De la Croix übersezte freylich nicht ganz wörtlich,

fügte

fügte am Anfange des Werks einige Betrachtungen über die Erdkugel hinzu, die im Dapper nicht stehen, ließ die Beschreibung von einigen Inseln weg, die Dapper mitnahm, und handelte endlich von Habeßinien etwas früher, als Dapper; allein, übrigens hat er alles, Nachrichten, Charten und Kupfer, aus dem Leztern genommen, und seine Beschreibung von Loango also (Tom. III. 340-412.) ist zwar nicht den Worten, aber doch dem Inhalt nach mit der Dapperschen völlig dieselbige.

Auch ist die Beschreibung von Loango in Churchills Collection (Vol. V. 467-478. Lond. 1732.) fast ganz aus Dappers Afrika genommen, ungeachtet es in der kurzen Vorrede zur Beschreibung

von

von Nieder-Ethiopien heißt, daß man nicht bloß aus Dapper, sondern aus Carli, Merolla, de la Croix, Robbe, du Pleßis und den Charten von Afrika geschöpft habe, die Mortier 1700 zu Amsterdam herausgegeben. Aus dem Merolla ist S. 47. nur die einzige Nachricht von der Bekehrung eines Königs in Loango, und von dem Sammler selbst die einzige Bemerkung, (S. 475.) daß es auch unter den Juden ehemals gebräuchlich gewesen sey, unter freyem Himmel Streitigkeiten zu schlichten, und über wichtige Sachen zu rathschlagen. Alles übrige, was von Loango gesagt wird, ist ein bloßer Auszug aus dem Dapper. Robbe und du Pleßis, die noch als Quellen genannt werden, sind mir gar nicht bekannt. Eine andere abgekürzte Beschreibung einer Reise, die James Barbot und John Caßeneuve im Jahr 1700

nach

nach dem Fluß Zaire und dem Hafen Cabinde gemacht haben, und die Churchill zuerst herausgab; (Vol. V. 497-522. S.) enthält nichts von Loango oder Kakongo, sondern einige wenig neue und intereßante Nachrichten über Sogno und den Handel in Cabinde.

Unter den Sammlungen von Reisen, in denen von Loango, Kakongo und N'Gojo geredet wird, ist die vom Astley unstreitig die wichtigste. (London. 1746. IV. Vol. in 4.) Im dritten Bande findet sich von diesen Ländern, besonders aber von Loango, ein weitläuftiger Abschnitt, der von S. 212-233. geht, und aus den von mir beurtheilten Schriftstellern zusammen gezogen ist. Was in der Histoire general des Voyages (1748.

a la

a la Haye) T. VI. S. 233-274. und der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, Leipzig 1749. (IV. Band S. 651-686.) von Loango, Kakongo und N'Gojo gesagt wird, ist (einige Bemerkungen in der Französischen ausgenommen) eine bloße Uebersezung des eben angezeigten Artikels aus dem Astley.

Zusaz
zu
Battels Nachrichten
von
den Gagern.

Als ich Battels Nachrichten von den Gagern niederschrieb; hatte ich die relation historique de l'Ethiopie occidentale noch nicht gelesen, die Labat aus dem Italiänischen des Capuziners Cavazzi frey übersezt, und in fünf Bänden 1732 zu Paris herausgegeben hat. Dieser Cavazzi hielt sich zwölf Jahre, von 1654 bis 1666, als Mißionar in Congo, Angola und Matamba auf, besuchte zu verschiedenen Zeiten die Gager, und bekehrte sogar, wie er wenigstens schreibt, mehrere Personen von beyderley

Geschlecht aus diesem menschenfressenden Volke. Seine Nachrichten von den Gagern sind weitläuftiger, als alles, was ich sonst über sie gelesen habe: (sie stehen im zweyten Theile von S. 88-304.) allein sie sind auch zugleich die unglaublichsten unter allen. Die Grausamkeit und Menschenfresserey der Gager mahlt er noch weit größer und scheußlicher ab, als Battel und andere gethan haben. Er leitet sie nicht aus Sierra Liona, sondern aus einigen Provinzen des Reichs Monoemugi ab, läßt sie erst die ganze östliche Küste von Afrika von dem eben genannten Reiche an bis nach Mosambike hinunter verwüsten, dann über die westliche Küste von Afrika herfallen, und sich an den Gränzen von Congo, Angola und Matamba festsezen. Er nennt ihre Könige und Heerführer, redet aber von keinem so weitläuftig, als von der grausamen Temban Dumba, die die

Gesezgeberinn der Gager wurde, die den ganzen Staat auf Kindermord, Menschenfresserey und Verehrung der Todten gründete, und, um ihre Unterthanen an den ersten zu gewöhnen, ihren einzigen Sohn in einem Mörser zerstieß, und allen Müttern befahl, ihre männlichen Kinder gleich nach der Geburt umzubringen oder aufzufressen. Diese Geseze nannte sie Quixilles, die, nach dem Zeugnisse des Cavazzi, über hundert Jahre von den Gagern beobachtet wurden. Nach diesem Schriftsteller war das Opfern von vielen hundert Menschen, das Saufen von Menschenblut, endlich Mahlzeiten von Feinden und Freunden, von Weibern und Kindern unter den Gagern so etwas alltägliches, daß sie nothwendig in einem Menschenalter sich selbst und alle ihre Nachbaren hätten verzehren müssen. Ausser diesen unglaublichen Nachrichten finden sich im Cavazzi noch so viele

lächer-

lächerliche und abentheuerliche Erzählungen von den Priestern und Zauberern dieses Volks, deren Beschwörungen und Zaubereyen, daß ich nicht umhin kann, diesen Reisebeschreiber mit dem Herrn von Pauw (I. 226. Reflexions philos. sur les Americains) für einen Erdichter vom ersten Range zu erklären.

Druckfehler.

Seite 8. Zeile 6. lies der für das. Ebend. Z. 8. l. ergiest f. ergiebt. S. 11. Z. 5 und 16. l. Maiz f. Waizen. S. 13. Z. 8. l. geschwängert f. gesprängt. S. 14. Z. 6. l. und f. als. Ebend. Z. 8. l. der f. das. Ebend. Z. 9. l. markigtem f. mörbichtem. S. 20. Z. 1. von unten, l. festgemachte f. festgebrachte. S. 22. Z. 4. l. regime f. regrine. S. 23. Z. 15. l. Lolobaum f. Lolofbaum. S. 24. Z. 9. l. Papaye f. Papage. Ebend. Z. 4. in der Note, l. Mißionars f. Mißionarien. S. 25. Z. 18. l. Körnern f. Kernern. S. 27. Z. 20. l. Neben f. Raben. S. 29. Z. 1. l. zart f. hart. Ebend. Z. 2. l. Kork f. Korn. S. 33. Z. 4. l. zu f. zum. S. 41. Z. 9. l. Kleinheit f. Feinheit. Ebend. Z. 10. l. vorher f. nachher. S. 43. Z. 12. l. leicht f. nicht. S. 44. Z. 4. l. naßen f. ersten. S. 51. Z. 10. l. gearbeitet f. bearbeitet. S. 57. Z. 3. von unten, l. daran f. davon. S. 60. Z. 15. l. gar f. öfters. S. 61. Z. 7. l. den Tod f. dem Tode. S. 62. Z. 4. l. untergeschlagenen f. umgeschlagen. S. 63. Z. 8. 9. l. sagen, saat, f. singen, singt. S. 76. Z. 9. l. dürfte f. durfte. S. 87. Z. 18. l. herrischen f. heroischen. S. 96. Z. 18. l. kleine Stücke davon f. ihre kleine Stücke daran. S. 97. Z. 18. l. pagne f. pugne. S. 98. Z. 15. l. geschoren f. gezeichnet. S. 108. Z. 20. l. bedienen f. bediente. S. 111. Z. 1. l. Masuke f. Masule. Ebend. Z. 2. von unten, l. andere f. andern. S. 133. Z. 1. von unten, l. Cabinde f. Kabuide. S. 144. Z. 1. l. Feuergewehr f. Feuersgewehr. S. 176. Z. 9. l. über f. über die. Ebend. Z. 15. l. mehrern f. mehrere. S. 177. auf dem Titel, l. der Geschichte von Loango. S. 193. und in der Folge, Z. 1. l. Mangove f. Mangore. Ebend. Z. 13. l. vom f. von. S. 196. Z. 2. l. sezts f. sezt. S. 197. Z. 7. 9. 17. l. Sogno f. Sagno. S. 199. Z. 18. l. Tante f. Comte. S. 226. Z. 3. l. nordwestlichen f. nordwestliche. S. 228. Z. 14. l. neuern der

f.

f. neuern. S. 231. Z. 3. l. hinter Aufmerksamkeit, erregen. S. 268. Z. 2. l. Ochsen f. Asneo. S. 271. Z. 1. von unten, l. würden f. wurden. Ebend. Z. 3. l. wären f. waren. S. 272. Z. 5. l. Wendekreis f. Wendelkreis. Ebend. Z. 14. l. Ebentheurern f. Ebentheuren. S. 276. Z. 5. l. Albinos f. Albimos. S. 279. Z. 9. l. Hühner f. Hüher. S. 282. Z. 1. von unten, l. Leid f. Leib. S. 285. Z. 1. von unten, l. über f. ober. S. 301. Z. 17. l. daß f. wann. Ebend. Z. 18. del. zwar. S. 311. Z. 6. l. Neapel f. Neagel.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

In unsrer Handlung sind wieder folgende neue Bücher herausgekommen.

Abraham auf Moria, ein religiöses Drama für die Musik. Voran Gedanken über Religion, Poesie und Musik, von dem Verfasser der Charakteristik der Bibel, 8. 7 gr.

Von den Ahndungen und Visionen, 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Bibliothek, neue philologische, zwey Bände komplet, und 3ten Band. 1stes Stück. 8. 1 Rthlr. 22 gr.

von Brosses, des Präsidenten, über Sprache und Schrift; aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Hrn. Mag. Hißmann in Göttingen, 2 Theile, mit Kupf. 8. 2 Rthlr.

Ebelings, C. D. amerikanische Bibliothek, 3 Stücke, gr. 8. 1 Rthlr. 9 gr. Das vierte ist unter der Presse.

Neue Erdbeschreibung von ganz Amerika, nebst einem Anhange vom fünften Welttheile, aus dem Englischen, herausgegeben und berichtiget vom Herrn Professor Schlözer in Göttingen, mit drey Landkarten und vier Kupfern, 2 Th. 8. 3 Rthlr.

Erxleben, I. C. P. Systema regni animalis per classes, ordines, genera, species, varietates, cum Synonymia et Historia Animalium. *Classis I. Mammalia.* 8 maj. auf Schreibpapier 2 Rthlr. 12 gr. auf Druckpapier 2 Rthlr.

Eulalia, ein Trauerspiel in fünf Auszügen. 8. 7 gr.

Farao für die Könige, 3 Theile, 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Gedanken über die Natur des Vergnügens, aus dem Italiänischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet vom Herrn Professor Meiners. 8. 10 gr.

Geschichte, pragmatische, der vornehmsten Mönchsorden, aus ihren eigenen Geschichtschreibern von

einem

einem ungenannten Franzosen gesammlet und in einem deutschen Auszuge so vorgetragen, daß der Geist und die innere Verfassung des Mönchwesens daraus erhellet. 4 Bände 4 Rthlr. 4 gr.

Die Hirten der Alpen, ein Nachspiel nach der Erzälung des Herrn von Marmontel. 8. 4 gr.

Kent, John, See- und Handlungsgeschichte von England, oder Leben der berühmten Seehelden, deren Heldenmuth und Klugheit England die Siege seiner Flotten, die Vermehrung seiner Besizungen und die Ausbreitung seines Handels zu danken hat, aus dem Engl. 1ster B. m. K. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Mauvillons, Joh. Sammlung von Aufsäzen über Gegenstände aus der Staatskunst, Staatswirthsch. u. neuesten Staatengeschichte, 2 Th. 1 Rthlr. 16 gr.

Millers, D. J. P. Auszug aus allen neun Theilen der Mosheimischen Sittenlehre der heil. Schrift. Zwote verbesserte Ausgabe. gr. 8. 20 gr.

Desselben christliches Religionsbuch oder Anleitung zu katechetischen Unterredungen über den gemeinnüzigsten Inhalt der heil. Schrift. 8. 20 gr.

Museum, deutsches, 1776. 12 St. kompl. 4 Rthlr. und 1777 Jänner bis Oktober. 10 Stücke, brochirt 3 Rthlr. 8 gr.

Plüers, Karl Christoph, Reisen durch Spanien, aus dessen Handschriften herausgegeben von Herrn C. D. Ebeling, in Hamburg, mit Kupfern, gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Salomo's Schriften, erster Theil, welcher den Prediger enthält, von Joh. Fried. Kleuker. 8. 15 gr.

Scenen aus dem menschl. Leben, oder die Geschichte einer Spröden, ein Roman für Liebende. 8. 1 Rthlr.

Waltoni, D. *Briani*, in Biblia polyglotta Prolegomena: praefatus est D. *Io. Aug. Dathe*. 8 maj. 1 Rthlr. 16 gr.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Proyart, Liévin Bonaventure

Geschichte von Loango, Kakongo, und anderen Königreichen in Africa aus den Nachrichten der Vorsteher der französischen Mißion verfertiget

Leipzig 1777

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.o.312
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11450809-1
VD18 14529386-001